P. o. germ. 1843 r

Xerokopieren aus konservatorischen Gründen nicht erlaubt
Nur im Lesesaal benützbar

- 2. 8. 91

Nur im Lesesaal benutzbar

<36622793000017

<36622793000017

Bayer. Staatsbibliothek

Die kleine Welt.

Drei Novellen

von

Rudolph Lindau.

Die kleine Welt.
Ein verkehrtes Leben.
Der Seher.

J. Lindauer'sche
Leihbibliothek
München Maximiliansplatz 16

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1880.

56

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhaltsverzeichniß.

	Seite.
Die kleine Welt	5
Ein verkehrtes Leben	139
Der Seher	239

Die kleine Welt.

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

I.

Als im Jahre 1859 die japanische Hafenstadt Yokohama dem europäischen Verkehr geöffnet wurde, langte dort, in einem der ersten von Schanghai kommenden Kauffahrer, ein blondhaariger, helläugiger, hagerer, langer, junger Irländer an. Währenddem die Boote bereit gemacht wurden, um die Passagiere an's Land zu setzen, stand er leise pfeifend auf dem Verdeck und musterte aufmerksam die in einem Halbkreis vor ihm ausgebreitete kleine Stadt, welche damals noch, mit ihren weit auseinander liegenden, einstöckigen, aus weißem Holze zusammengezimmerten Häusern, mehr einem Fischerdorfe als dem Emporium des neugeborenen Handels zwischen Europa und Japan glich. — In geringer Entfernung vom Landungsplatze entdeckte das Auge des Reisenden eine Art Schuppen über dem die englische Flagge wehte. Er merkte sich die Stelle genau und stieg dann, ohne sein vergnüg-

liches Pfeifen zu unterbrechen, gelassen in das Boot, in dem die Mehrzahl der andern Passagiere bereits Platz genommen hatte. Wenige Minuten später sprang er leichten Fußes in Yokohama an's Ufer, und ohne eine Frage an Jemand zu richten, wie ein Mann, der ganz genau weiß, was er zu thun hat, bog er vom Hafenplatze links ab und begab sich geraden Weges nach dem von ihm bemerkten Gebäude, dem englischen Consulate. — Ein alter Bewohner von Yokohama hätte nicht mit größerer Sicherheit auftreten können, als der Neuangekommene es that.

Vor der Thür des Amtsgebäudes stand ein vierschrötiger Constabler.

„Ist der Consul drinnen?“ fragte der Ankömmling, mit einer leichten Bewegung des Hauptes nach der offenen Thür zeigend.

Dem Beamten schien die Vertraulichkeit, mit der von seinem Vorgesetzten gesprochen wurde, zu mißfallen; er entgegnete ernst und würdevoll: „Herr Mitchell, Ihrer Majestät Consul, befindet sich in seinem Arbeitszimmer.“

Der Reisende, auf den diese Zurechtweisung nicht den geringsten Eindruck gemacht hatte, wollte darauf ohne Weiteres in das Haus treten; aber der Constabler

versperrte ihm mit seiner breiten Person den Eingang und sagte mürrisch: „Geben Sie mir Ihre Karte.“

Der Angeredete blickte den Vertreter englischer Polizei in Japan zunächst etwas verwundert an; dann zog er mit einem stillen Lächeln eine Visitenkarte aus der Tasche und sagte: „Nun, so tragen Sie dies hinein.“

Der Policeman entfernte sich ohne ein Wort zu sagen, kam nach einer halben Minute zurück und deutete mit der Hand auf eine Thür, die er soeben hinter sich geschlossen hatte und an der, auf einem Stücke Papier, die Notiz angeschlagen war: „Eintreten ohne anzuklopfen!“

Der Reisende überflog die wenigen Worte mit den Augen, und der geschriebenen Weisung folgend drehte er sodann mit einer raschen, entschlossenen Bewegung den Verschluß, und trat sehr vernehmlichen Schrittes in ein großes, helles Zimmer, in dem ein junger, blonder Mann mit einem hübschen, vornehmen Gesichte saß, der in der Lectüre eines vor ihm aufgeschlagenen großen Registers vertieft schien.

Der Angekommene wartete vielleicht fünf Secunden; dann, als er sah, daß er unbeachtet blieb, näherte er sich dem Tische und sagte mit einer Stimme, die etwas laut war, aber einen freundlichen, angenehmen Klang hatte:

„Ich komme hierher, um mich als brittischer Unterthan in das Consulatsregister eintragen zu lassen.“

Gleichzeitig zog er einen Paß aus der Tasche, den er unter den Augen des Lesenden auf dem Tische ausbreitete.

Der Consul hob den Kopf in die Höhe, und die beiden jungen Männer sahen sich eine kurze Weile aufmerksam an.

„Heute angekommen?“ fragte der Consul.

„Vor zehn Minuten.“

„In der ‚Cadix‘? Capitän M'c Gregor?“

„Ja.“

„Hat das Schiff die Post mitgebracht?“

„Ja.“

„An wen ist es consignirt?“

„An Dana und Co.“

„Hm!“

Der Paß war mittlerweile geprüft und in Ordnung befunden worden. Der Consul schlug darauf ein anderes dickes Buch auf, in dem die erste Seite kaum halb vollgeschrieben war und copirte aus dem ihm vorliegenden Documente:

„Thomas Ashbourne, brittischer Unterthan,
Dublin (Irland), Civil-Ingenieur,“

dann schrieb er auf den Paß mit rother Dinte, groß und deutlich „Nr. 13".

Ashbourne legte den Kopf auf die linke Seite, zog die Augenbrauen in die Höhe, spitzte den Mund wie zum Pfeifen, und sah sich die ominöse Zahl äußerst nachdenklich an. Dies Mienenspiel hatte etwas komisch Zutrauliches, das zur Familiarität einlud; aber der Consul Ihrer brittischen Majestät galt damals in Japan, in den Augen der Eingeborenen und noch mehr in seinen eigenen, für eine gewichtige Persönlichkeit, und Herr Mitchell war keineswegs geneigt, mit dem ihm gänzlich unbekannten Herrn Thomas Ashbourne, wenn=schon derselbe, trotz seines verschossenen Reiseanzuges, wie ein geborener Gentleman aussah, ohne Weiteres auf vertraulichen Fuß zu treten. Er begnügte sich mit einem Lächeln zu sagen:

„Fünf Dollars Gebühren, bitte!"

Ashbourne steckte die Hand in die Tasche, in der sich lose Münzen befanden, und zählte, ohne den Blick von seinem Paß abzuwenden, die verlangte Summe auf den Tisch.

„Darf ich mir die große Freiheit nehmen zu fragen," sagte er darauf mit förmlichster Höflichkeit, „was die Zahl 13, die Sie mir dort so schön hingemalt haben, zu bedeuten hat?"

„Ihre Matrikel-Nummer im Consulats-Register.“

„So?“ meinte Ashbourne bedächtig. „Da habe ich ja eine herzlich schlechte Nummer gezogen, Herr Consul.“

„Irgend Jemand mußte sie ziehen.“

„Ja, irgend Jemand muß auch in diesem Jahre ertrinken oder gehängt werden . . . Also nun kann ich die schlechteste Nummer im ganzen Zahlensystem mein Eigen nennen! Das kömmt daher, wenn man sich bei jeder Gelegenheit amüsiren will. — Weshalb habe ich auch mit mir selbst gewettet, daß ich, ohne Jemand nach dem Wege zu fragen, der Erste aus der ‚Cadix‘ hier eintreffen würde. Hätte ich mich meinen Reisegefährten angeschlossen, so wäre ich vielleicht fünf Minuten später einregistrirt worden, aber dann hätte ein Anderer möglicherweise die schlechte Nummer gezogen. Ich hätte sie ihm gern gegönnt.“

„Das ist ein unchristlicher Wunsch“, sagte der Consul, seine officielle Wichtigkeit unwillkürlich so weit vergessend, um mit einem harmlosen Sterblichen wie ein einfacher Mensch zu sprechen.

„Das sehe ich nicht ein, Herr Consul. Unglück muß passiren in der Welt; aber Jeder hat das Recht zu wünschen, daß es nicht ihm zustoße. Ich überlasse das ganze Quantum Elend, das täglich auf dieser Erde

consumirt werden muß, willig meinen Nächsten. Da kommen Drei von ihnen: Reisegefährten . . . Ich darf nicht länger stören . . . Ich habe die Ehre, Herr Consul . . ."

Damit verbeugte er sich, nickte freundlich und verließ das Zimmer.

Die drei Personen, die nach Ashbourne Einlaß bei dem englischen Consul erlangten, waren Kaufleute, die, ohne ein unnützes Wort zu sprechen oder zu vernehmen, sub No. 14, 15, 16, als Herr Macdean aus Glasgow, Herr Haslett aus Manchester und Herr West aus London in das Consulats-Register eingetragen wurden, und die sich sodann, vertraulich unter einander plaudernd — denn sie hatten während der sechstägigen Ueberfahrt von Schanghai nach Yokohama Zeit gehabt, Bekanntschaft zu machen — nach dem „Fremden-Viertel" zurückbegaben. — Hundert Schritte vor dem Consulate begegneten sie einem einzeln gehenden jungen Mann, der stumm und ohne eine Miene zu verziehen den Hut vor ihnen lüftete, und dessen kalten Gruß sie in derselben Weise erwiederten. Als der Mann vorbei gegangen war, bemerkte Herr Macdean aus Glasgow:

„Ein schweigsamer Passagier, dieser Herr Jervis.

Ich kann nicht sagen, daß ich sonderliches Gefallen an ihm gefunden habe."

„Ich auch nicht," stimmten die Herren West und Haslett, Einer nach dem Anderen, bei.

Der Mann hatte in der That kein gefälliges Aeußere, obgleich es schwer gewesen wäre zu sagen, was an demselben eigentlich mißfiel. Er war groß, schlank und wohl gebaut. Er schritt leicht und schnell, in strammer, guter Haltung einher, und sein Gang hatte etwas eigenthümlich Elastisches, Springendes, wie der einer Katze. Das schlichte, glattgekämmte Haar war tief schwarz und glänzend, und contrastirte auffallend mit der zwar vom Wetter gebräunten, doch lichten nordischen Gesichtsfarbe und mit den hellen, grauen, unruhigen Augen. Die scharf markirten Züge zeigten ein kühnes, edles Profil; aber wenn man das glattrasirte Gesicht mit der hohen, schmalen Stirn von vorn sah, so erschien es zwischen den hervorstehenden Backenknochen von unverhältnißmäßiger Breite; der typisch irländische, gerade Mund mit schmalen, festgeschlossenen Lippen und das mächtige Kinn gaben dem Gesichte einen Ausdruck von großer Energie, Kälte und Verschlossenheit.

Als Herr Jervis in das Zimmer des Consuls getreten war, fand er diesen bereits wieder im Studium

des vor ihm liegenden Buches vertieft. Herr Jervis wartete geduldig, ohne sich zu rühren, daß es dem Herrn Consul belieben möge, sich um ihn zu bekümmern. Dieser schlug endlich die Augen auf und fragte nachläßig, was zu Diensten stehe.

Der Angeredete gab ähnlichen Bescheid, wie die andern Passagiere der „Cadix" es kurz vorher gethan hatten. Er sagte, er sei englischer Kaufmann und wünsche, sich als solcher in Yokohama niederzulassen.

„Paß, bitte!"

Das verlangte Document wurde aus einer großen, ledernen Brieftasche gezogen und dem Consul gereicht. Herr Jervis mußte ein weit gereister Mann sein; der Paß trug Stempel aus vieler Herren Länder; er war vom Jahre 1850 datirt und ursprünglich für eine Reise nach Ostindien ausgestellt; auch war er befleckt, zerrissen, wiederzusammengeklebt und sah, Alles in Allem, durchaus nicht wie ein „respectabeles" Legitimationspapier aus.

„Jervis . . . Jervis?" murmelte der Consul vor sich hin. Dann schlug er die Augen in die Höhe und musterte den vor ihm Stehenden eine Secunde. „Ich kannte einen Namensvetter von Ihnen in Singapour," fuhr er fort, „das war im Jahre '54. Er hies wie Sie: ‚James Jervis'; ich erinnere mich dessen zufällig, weil er in der fremden Gemeinde selten anders als ‚J. J.'

genannt wurde . . . Vielleicht ein Verwandter von Ihnen?“

„Nein, Herr Consul.“

„Was mag aus ‚J. J.‘ geworden sein? — Er war ein unruhiger Geist; und er trank etwas viel; ich fürchte, er wird ein schlechtes Ende genommen haben.“

Herr Jervis machte eine leichte Bewegung mit den Achseln, als wolle er sagen: „das ist ohne Interesse für mich“; und der Herr Consul, der bereuen mochte, sich ohne triftigen Grund in eine Unterhaltung mit einem Unbekannten eingelassen zu haben, schloß das Gespräch plötzlich, indem er kurzweg und trocken die üblichen fünf Dollars Gebühren verlangte. Diese wurden gezahlt, und darauf empfahl sich der Neueingeschriebene mit einem halblauten „Guten Morgen“. — Vor der Thür blieb er eine halbe Minute lang, dem ihn beobachtenden Constabler den Rücken kehrend, nachdenklich stehen und rieb sich das breite Kinn. Ein Ausdruck von Müdigkeit und Traurigkeit, der sein hartes Gesicht weicher erscheinen ließ, lagerte sich über sein Antlitz. Dann seufzte er leise und sagte vor sich hin: „Vorwärts Marsch!“ und weit ausschreitend folgte er seinen Reisegefährten auf dem Wege zur fremden Niederlassung.

II.

Sechs Monate waren seit dem Tage, an dem Ashbourne und Jervis in Japan angekommen waren, vergangen. Die Reisegefährten der Beiden: West, Haslett und Macdean führten, ohne sonderlich bemerkt zu werden, ein ruhiges Geschäftsleben in Yokohama. Ashbourne und Jervis aber hatten sich zu hervorragenden Stellungen in der fremden Gemeinde emporgeschwungen. Diese war in wenigen Monaten schnell gewachsen, und zählte zu Anfang des Jahres 1860 bereits über zweihundert Mitglieder, die Mehrzahl unter ihnen Engländer und Amerikaner. Es waren meist blutjunge Leute, sodaß Ashbourne und Jervis, die acht- bis neunundzwanzig Jahre alt sein mochten, zu den älteren gerechnet werden konnten; sie waren vergnügungs- und thatenlustig, mit unermüdlichem Eifer darauf bedacht, möglichst schnell so viel wie mög-

lich Geld zu verdienen; und jederzeit zu Abenteuern aufgelegt, bei denen es etwas zu wagen gab.

Das Leben in Japan war damals nicht ganz geheuer. Mehrere Fremde waren innerhalb weniger Monate von bewaffneten Japanern, nur weil sie als Eindringlinge von den Eingeborenen gehaßt wurden, ermordet worden; aber diese Unsicherheit des Verkehrs verhinderte die Fremden nicht, weite Ausflüge in die Umgegend von Yokohama zu unternehmen, die in den meisten Fällen nur bezweckten, einen langen Ritt auf schlechten Wegen zu machen, etwas Neues zu sehen, und besonders, einen schönen, von den andern Mitgliedern der Gemeinde noch nicht gekannten, landschaftlichen Punkt zu entdecken. Die Ergebnisse solcher Ausflüge wurden sodann des Abends im Club, der bald nach der Eröffnung des Hafens von Yokohama gebildet worden war, von den glücklich Heimgekehrten vorgetragen. Hatten diese etwas Schönes, Sehenswerthes gefunden, so wurden von andern Club-Mitgliedern Verabredungen getroffen, und am nächsten freien Tage machte sich sodann eine kleine, laute und fröhliche Gesellschaft auf den Weg, um das Neuentdeckte ebenfalls in Augenschein zu nehmen. Man unternahm zu dem Zwecke weite und niemals ganz ungefährliche Ritte, denn Viele unter den Eingeborenen blickten feindselig

auf die großen, weißen Männer, die lachend und schreiend durch die Straßen zogen, dreist und ungebeten in die stillen Tempel und in die friedlichen Häuser eintraten, und deren ganzes Gebahren den Frauen und Kindern Schrecken einflößte. Aber das kümmerte die Fremden nicht. Mit der schweren Reitpeitsche in der Hand und dem großen Revolver im Gürtel drangen sie, in geringer Anzahl, in dicht bevölkerte Landstriche ein, Alles was ihnen neu war, aufmerksam betrachtend und prüfend, und schlimmsten Falles darauf vorbereitet, sich durch die Flucht auf ihren schnellen, kleinen japanischen Pferden den Zornausbrüchen eines wüthenden Volkshaufens zu entziehen. Man war nicht übertrieben unvorsichtig, man ritt in der Mitte der Straße und beobachtete das Terrain und die Leute zur Rechten und Linken des Weges; und man wiederholte diese Ausflüge fortwährend: einmal weil die Gefahr, die mit denselben verbunden war, einen eigenthümlichen Reiz für die jugendlichen Heißsporne hatte, und sodann, weil Keiner von ihnen hinter dem Andern zurückbleiben wollte.

Unter all diesen jungen Abenteurern standen nun Ashbourne und Jervis in hohem Ansehen, denn man verdankte den Beiden mehr neue Mittheilungen über

die Umgegend von Yokohama als allen anderen Mitgliedern der Gemeinde zusammengenommen.

Ashbourne hatte sich durch seine gemüthliche Liebenswürdigkeit eine große Popularität erworben. Er war unter dem Namen „Djusanban", japanisch für „Nr. 13", bekannt, weil er bei jeder Gelegenheit über das große und unverdiente Mißgeschick klagte, Inhaber dieser Matrikel-Nummer geworden zu sein.

„Ihr werdet sehen, daß mir hier noch Unglück passiren wird", sagte er mit einer Miene, die es schwer machte zu erkennen, ob er scherze oder im Ernste sei. — Er hatte sich, da die Japaner nicht geneigt schienen, ihn in seiner Eigenschaft als Ingenieur zu beschäftigen, und da es ihm an Mitteln und an Neigung fehlte, kaufmännische Geschäfte zu unternehmen, entschlossen, eine Zeitung zu gründen, und dies auch zu Stande gebracht. „Die japanische Sonne", das erste englische Blatt, welches in Yokohama erschien, wurde zwar nur in einer Auflage von hundert Exemplaren gedruckt, doch brachte sie ihrem Besitzer und Redacteur, Dank den hohen Abonnements- und Inseratenpreisen, eine Rente ein, die ihm gestattete, bequem und sorgenlos zu leben, die üblichen fünf Diener — „Comprador" (Hausmeister), „Kotzkoi" (Kammerdiener), „Momban" (Wächter und Portier), „Betto" (Stallknecht), „Kuli"

(Hausdiener) — zu ernähren, und sich zum wenigsten ein Reitpferd zu halten. Herr Ashbourne war übrigens als Besitzer der „Sonne“ eine einflußreiche Persönlichkeit und bildete gewissermaßen das Bindeglied zwischen den Beamten- und den kaufmännischen Kreisen.

Herr Jervis verdankte das Ansehen, dessen er sich erfreute, andern Umständen als sein Landsmann Ashbourne. Er hatte seit sechs Monaten, inmitten einer Gesellschaft junger Leute, die, so zu sagen, das Herz auf der Hand trugen, noch mit Niemand intime Beziehungen angeknüpft, aber man war einstimmig darüber, daß er der verwegenste und beste Steeplechase-Reiter, der schnellste Läufer, ein vorzüglicher Ruderer und Schwimmer, und überhaupt bei allen athletischen Spielen, die unter den jungen Leuten sehr beliebt waren, der „Champion“ sei. Dazu kam, daß er in der anspruchlosesten Weise, ruhig und kalt, ohne jede Prahlerei, auf allen Gebieten, wo es etwas zu wagen gab, Beweise vollständiger Furchtlosigkeit ablegte. Während selbst der leichtsinnige Ashbourne nicht ohne Nothwendigkeit allein ausritt oder des Abends durch die japanische Stadt ging, ließ Jervis keinen günstigen Tag vorübergehen, ohne unbegleitet weite Ausflüge zu unternehmen, von denen er in vielen Fällen erst nach Einbruch der Nacht heimkehrte. Er hatte einen starken

und schnellen tartarischen Pony, „Tautaï“ genannt, aus Schanghai kommen lassen, den er mit unermüdlicher Sorgfalt und großer Sachkenntniß zugeritten und seinem Willen gehorsam gemacht hatte. Das Thier, das ursprünglich störrisch und böse gewesen war, kam, sobald er es rief, stand wie eine Mauer, während er es bestieg, und jagte, durch einen leichten Druck dazu aufgefordert, in gestrecktem Galopp, die japanischen Pferde an Schnelligkeit weit überflügelnd, mit seinem Reiter davon. Tautaï schreckte vor keinem Hinderniß zurück und war von unermüdlicher Ausdauer.

„Jervis wird sich dennoch eines Tages von japanischen Officieren zerhacken lassen“, pflegte Ashbourne zu sagen, wenn von neuen Heldenthaten des Genannten die Rede war. „Er kann reiten, und er hat ein gutes Pferd; aber alles Das nützt wenig, wenn man in der Dunkelheit meuchlings angefallen wird; — und Jervis setzt sich dieser Gefahr sieben Male in der Woche aus.“

Stürmte es, so lag Jervis auf dem Wasser, und segelte in einem kleinen Boote weit hinaus in die See, bis man ihn vom Ufer aus nicht mehr erkennen konnte.

„Herr Jervis wird uns, wenn er vorher nicht todtgeschlagen wird, früher oder später die Zerstreuung bereiten, zu ertrinken,“ bemerkte Ashbourne, der ihn

eines Tages vom Clubfenster aus durch ein Fernrohr beobachtet hatte. „Ich habe einen Nekrolog über ihn für die ‚Sonne', fix und fertig in der Mappe. — Auf das Segeln verstehe ich mich nämlich auch ein wenig, denn ich bin am Meere groß geworden; und ich behaupte, es heißt den Tod herausfordern, bei diesem Wetter in einer solchen Nußschale hinauszugehen."

„Wer gehängt werden soll, ertrinkt nicht," meinte Macdean, der die Antipathie, die Jervis ihm bereits auf der Ueberfahrt von Schanghai nach Yokohama eingeflößt, nicht überwunden hatte.

„Weshalb wollen sie Jervis hängen lassen?" fragte Ashbourne lachend.

„Ich weiß nicht," antwortete der Schotte mürrisch; „der Mann sieht mir aber aus, als ob er es verdienen könnte."

Auch im Handel und beim Kartenspiel, zwei Beschäftigungen, die einen guten Theil der Zeit der jungen „Pioniere der Civilisation" — so nannte die „Sonne" die Mitglieder der fremden Gemeinde von Yokohama — in Anspruch nahmen, zeigte sich Jervis waghalsig. Er schien nicht unbedeutende Geldmittel zu seiner Verfügung zu haben. Niemand wußte, woher er sie nahm; aber das erregte keinen Verdacht, da ein Jeder in Geschäftssachen etwas geheimnißvoll that; mehr als

Einer ärgerte sich jedoch über das Glück, das Jervis bei seinen kaufmännischen Unternehmungen wie auch beim Kartenspiel treu blieb.

Aber Furchtlosigkeit imponirt jungen Leuten nun einmal mehr als alle andern Eigenschaften, und Jervis war, Dank seiner Verwegenheit, wenn auch keineswegs das beliebteste, so doch eines der angesehensten Mitglieder der fremden Gemeinde. Er schien wenig Werth darauf zu legen, und seine Gleichgültigkeit in dieser Beziehung hatte für seine Genossen beinah' etwas Verletzendes. Kein Triumph, kein Lob vermochten ein Lächeln oder eine freudige Erregung auf sein kaltes, hageres Gesicht heraufzuzaubern. — Er hatte aus Amerika, — wo er, wie dies aus einigen Aeußerungen, die ihm entschlüpft waren, hervorging, längere Zeit gelebt hatte, — die Gewohnheit mitgebracht, mit einem scharfen Taschenmesser an einem Stückchen Holz zu schnitzeln; und er saß, wenn Jemand in seiner Gegenwart seine Verwegenheit pries, ruhig und anscheinend theilnahmlos da und arbeitete mit seinem Messer als ob es sich um eine Beschäftigung handele, die seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehme.

Zu Anfang des Monats April sollte das erste große Frühlingsrennen in Yokohama stattfinden. — Die Officiere des englischen Regiments, das zu der

Zeit in Japan stationirt war, und eine große Anzahl der jungen Beamten und Kaufleute von Yokohama interessirten sich mit Leib und Seele für dies Ereigniß. Auf dem Rennplatze sah man jeden Morgen einige zwanzig Reiter, eifrigst damit beschäftigt, ihre Pferde und sich selbst zu trainiren. Ashbourne, der von seinen Mitbürgern einstimmig zum Secretär des Rennclubs ernannt worden war, herrschte dort als Meister. Er ritt nicht nur seine eigenen zwei Pferde, sondern hatte auch noch für ein halbes Dutzend andere zu sorgen, da er mehreren seiner Freunde versprochen hatte, bei dem kommenden Rennen für sie zu reiten.

Auch Jervis war während der frühen Morgenstunden häufig auf dem Rennplatz zu erblicken; aber, wie es schien, als Zuschauer allein, denn er hatte seinen kurzbeinigen, langen „Tautaï“ nicht ein einziges Mal auch nur in Galopp gesetzt, sondern ritt im Schritt oder in leichtem Trab von einer Stelle der Rennbahn zur andern, selten einen Rath ertheilend, überhaupt wenig sprechend, und mit einem unfreundlichen, man hätte fast sagen können hämischen oder neidischen Ausdruck auf dem Gesichte.

Eines Tages näherte er sich in dieser Weise Ashbourne, der vergeblich bemüht war, sein Pferd einen Abfall hinunterzureiten. Diese Art Hinderniß ist in

Japan, bei dem terrassenförmigen Boden der Reisfelder, ein sehr gebräuchliches, und die Steeplechase-Bahn wird stets über mehrere dieser sogenannten „Drops“, die gewöhnlich acht bis zwölf Fuß tief sind, geleitet. Die meisten japanischen Ponys nehmen dies Hinderniß, wenn es nicht zu schwierig ist, d. h. wenn die Terrasse nicht geradezu mit einem verticalen Abfall endet, in äußerst geschickter Weise. Das Pferd wird zu dem Zweck in mäßiger Pace bis an den Rand der Terrasse geritten, und gleitet dann auf den Hinterbeinen soweit hinunter, bis es, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren, abspringen muß. Es kommt häufig vor, daß es dabei stürzt, aber nur in den seltensten Fällen wird dadurch dem Reiter oder dem Pferde Schaden zugefügt, da der Boden überall weich und elastisch ist.

Ashbourne stand am Rande eines solchen Abfalls, seinen Pony mit Peitsche, Spornen und Stimme anfeuernd, hinunterzuspringen. Aber das Thier fürchtete sich und stand mit ausgespreizten, steifen Vorderbeinen, schnaufend, und bei jedem Sporenstich wüthend ausschlagend, trotzig da.

„Soll ich Sie führen?“ fragte Jervis, nachdem er die vergeblichen Bemühungen Ashbourne's eine Zeitlang beobachtet hatte.

„Wenn Ihr Chinese keine Furcht hat — ja; aber

es ist ein häßlicher Sprung; Tautaï wird ihn auch nicht machen wollen."

„Kommen Sie zwanzig Schritt zurück; wir wollen gleichzeitig anreiten."

Ashbourne folgte, und die Beiden ritten darauf in kurzem Galopp bis an den Rand des Abfalls; Tautaï nahm das Hinderniß ohne eine Secunde zu zaudern; Ashbourne's Pony machte vor demselben kurz Halt und antwortete mit Kopfschütteln und Ausschlagen auf die gestrenge Behandlung, die ihm sein Ungehorsam zuzog.

„Soll ich Ihnen den Pony herunternehmen?" fragte Jervis von unten hinauf.

Ashbourne zuckte verdrießlich die Achseln und antwortete nicht.

Jervis machte einen kleinen Umweg, um wieder auf die Anhöhe gelangen zu können und hielt bald darauf neben Ashbourne. „Lassen Sie es mich versuchen," sagte er.

Die Beiden wechselten die Pferde, trabten eine kleine Distance zurück und ritten dann in kurzem Galopp auf den Rand des Abfalls los. Dort wiederholte sich dieselbe Scene wie bei dem ersten Versuche das Hinderniß zu passiren. Tautaï machte den Tiefsprung leicht und sicher, während der japanische Pony oben

stehen blieb und, fest entschlossen dem gegebenen guten Beispiele nicht zu folgen, gleichgültig, als ginge ihn die Sache gar nichts an, um sich blickte.

Ashbourne rief lachend hinauf: „Soll ich Ihnen den Pony herunternehmen?“

„Das werde ich selbst besorgen“, antwortete Jervis.

Er sprengte zurück, riß das Pferd in brutaler Weise ein halbes Dutzend Mal um sich selbst herum, und ihm dann die Spornen in die Weichen schlagend, jagte er in gestrecktem Carriere dem Tiefsprung zu. — — Das Pferd stürmte wüthend mit seinem Reiter davon und war im Nu am Rand des Abfalls. Dort bäumte es sich — aber zu spät: ein grausamer, doppelter Sporenstich sandte es vorwärts; einen Augenblick schwebten Roß und Reiter in der Luft, und dann rollten Beide zu Boden, dicht neben Ashbourne, der ein erstaunter Zeuge des verwegenen Sprunges gewesen war. Jervis war sofort wieder auf den Beinen und packte die Zügel des störrischen Pferdes, das sich ebenfalls unverletzt erhoben hatte. — Die Sattelgurte waren zerrissen und das Zaumzeug verwirrt; das war der ganze Schaden.

„Achtung vor Ihrem Reiten!“ sagte Ashbourne. „Das macht Ihnen Niemand nach. Sie hätten sich den Hals brechen können.“

„Das sieht nur gefährlich aus, ist es aber nicht,“

antwortete Jervis, „wenigstens nicht für den Reiter, wenn er, bis das Pferd stürzt, im Sattel bleibt. Aber die Beine Ihres Pony's habe ich riskirt; das gebe ich zu."

Er war Ashbourne darauf behilflich, das Sattel- und Kopfzeug des gefallenen Pferdes wieder in Ordnung zu bringen, und ging dabei mit so sachverständiger Sicherheit zu Werke, daß Ashbourne, der gewissermaßen nur Zuschauer war, die Bemerkung machte, Jervis hantiere alles zum Pferde Gehörige wie ein alter Groom. — Darauf machten sich die Beiden auf den Weg nach Yokohama.

Es war ein heißer Tag. Die heftige Bewegung hatte die jungen Leute warm gemacht. Sie zogen fast gleichzeitig jeder ein Tuch aus der Tasche, um sich die Schweißtropfen von der Stirn zu trocknen. Als sie sodann, die einen Augenblick unterbrochene Unterhaltung fortsetzend, sich wieder gegen einander wandten, lachte Ashbourne laut auf und rief:

„Sie sehen aus wie ein Neger! Was haben Sie gemacht? Ihre Stirn ist schwarz, als hätten Sie sich bemalt."

Jervis schwieg eine Secunde, dann sagte er in gleichgültigem Tone: „Es wird feuchte Erde aus dem Reisfelde sein, die ich in den Haaren hatte."

Bald darauf verließ er seinen Begleiter unter dem Vorwande, er wolle noch einen kleinen Galopp querfeldein machen; und ohne eine Antwort abzuwarten setzte er über einen Graben an der Seite der Straße und ritt schnell davon.

Ashbourne sah ihm nachdenklich nach. Etwas eigenthümlich Befangenes in Jervis' Wesen, für das er keine Erklärung finden konnte, beschäftigte seine Gedanken.

Jervis aber, nachdem er eine halbe Meile über verödete Felder und Wege geritten war, gelangte an ein in den Bergen vereinzelt gelegenes Theehaus, wo er bekannt und gern gesehen zu sein schien, und wo ihm die junge, hübsche Wirthin auf sein Verlangen Wasser, einen Spiegel und ein Handtuch gab. Er ging darauf in ein kleines Zimmer, in dem er sich einschloß und aus dem er erst nach geraumer Zeit, das Gesicht gereinigt und die schwarzen, glänzenden Haare sorgfältig geordnet, wieder hervortrat.

III.

Der Renntag war vorüber. Ashbourne hatte in acht von den zwölf Rennen, welche auf der Karte standen, mitgeritten und davon nicht weniger als drei gewonnen. Jervis, der von vielen Seiten aufgefordert worden war, zu reiten, hatte alle Anerbieten unter dem Vorwande abgelehnt, es verursache ihm Kopfschmerzen, wenn er bei starker Hitze eine große Anstrengung mache. Man betrachtete dies als eine leere Entschuldigung, da man wußte, daß die glühendste Sonne Jervis nicht abhielt, seine täglichen, langen, einsamen Spazierritte fortzusetzen; aber man konnte ihn füglich nicht zwingen, gefällig zu sein und mußte sich mit dem von ihm gegebenen Bescheide begnügen. Jervis hatte sich übrigens bei dem Rennen betheiligt und zwar in hervorragender Weise: als der einzig competente Sportsman der Gemeinde, der nicht mitritt, hatte er als Richter fungirt.

Am Abend waren die Mitglieder des Renn-Club-Vorstandes, sowie einige junge Beamte und hervorragende Mitglieder der kaufmännischen Gemeinde zu einem festlichen Gelage bei Ashbourne versammelt. Es ging während des langen Mahles sehr heiter und laut her. Nachdem die üblichen Toaste auf „Abwesende Freunde", „Die Alten in der Heimath", „Mädchen und Frauen" getrunken worden waren, ließ Dieser „den Secretär und freundlichen Wirth", Jener „den Starter," ein Dritter „den Richter" leben, und schließlich war unter den zwanzig jungen Leuten, die sich bei Ashbourne versammelt hatten, nicht ein Einziger mehr, auf dessen specielles Wohl nicht ein oder mehrere specielle Gläser geleert worden waren. Den anwesenden Schotten zu Gefallen hatte man verschiedene Male mit „schottischen Ehrenbezeugungen" getrunken, d. h. die vollen Gläser waren von den auf Stühlen und dem Tisch stehenden Gästen in einem langen Zuge ausgetrunken worden. Die Stimmung der Gesellschaft war denn auch gegen elf Uhr eine sehr laute geworden: Alles schrie und lachte durcheinander. Jervis allein, obgleich er bei jedem Toast sein Glas mitgeleert hatte, verhielt sich ruhig und anscheinend theilnahmlos. Während seine Tischgenossen mit aufgelösten Halsbinden, wirren Haaren und glänzenden Augen gesticulirten und perorirten, saß

er, wie bei einem Gala-Diner, ernst und steif da, und nicht ein Härchen war auf seinem glänzenden, wohlgekämmten Scheitel gekrümmt.

Da erklang Ashbourne's laute, frische Stimme: „Silentium, meine Herren! Silentium!"

Der Ruf wurde mehrere Male wiederholt und Ruhe endlich hergestellt.

„Meine Herren", begann der Wirth, „ich habe soeben eine Wette gemacht, und zwar um ein zweites fröhliches Mahl gleich dem, welches uns jetzt versammelt. An Ihnen liegt es zu entscheiden, ob Macdean oder ich die Ehre haben soll, der Gastgeber zu sein. Wollen Sie richten?"

„Ja! Ja!" aus zwanzig heisern Kehlen!

„Nun so hören Sie!"

„Hört! Hört!"

„Sie dürfen mich nicht unterbrechen; die Geschichte ist etwas lang und complicirt."

„Zur Sache!"

„Sehr wohl also: Ich habe soeben meinem verehrten Freunde, Macdean, die schon alte, ihm aber wunderbarer Weise noch nicht bekannte Theorie von der „Kleinen Welt" auseinandersetzen wollen. — Sie wissen natürlich Alle, was ich damit meine?"

„Kein Mensch weiß wovon Sie sprechen! Sie wissen es selbst nicht!“

Ashbourne setzte sich mit komischer Entmuthigung nieder; als er jedoch von allen Seiten aufgefordert wurde, weiter zu sprechen, und die Ruhe von Neuem hergestellt war, erhob er sich wieder und fuhr fort. Er setzte zunächst auseinander, was seine Theorie bedeute: Die Welt sei so klein geworden, daß Jedermann in derselben Jedermann kennen müsse; und um dies mit dem augenblicklich zur Verfügung stehenden Material zu beweisen, habe er sich anheischig gemacht, festzustellen, daß er mit jedem einzelnen seiner Gäste, bevor er ihn in Yokohama persönlich kennen gelernt, durch gemeinschaftliche Bekannte in irgend welchen Beziehungen gestanden, ihn also gewissermaßen bereits gekannt habe. — „Macdean behauptet,“ schloß er, „es werde mir nicht gelingen, diese alten prae-Yokohamaschen Beziehungen nachzuweisen; und diese Verneinung gegenüber meiner Bejahung bildet den Gegenstand der Wette. — Ich werde nun, mit Erlaubniß der verehrten Herren Anwesenden, zur Beweisführung schreiten.“

Aber die „verehrten Anwesenden“ hörten nicht mehr zu, da Ashbourne lang und ausführlich gesprochen hatte. Das Frage- und Antwortspiel, das sich gleich darauf zwischen ihm und seinen Nachbaren entwickelte,

amüsirte die jungen Leute jedoch wieder, und bald betheiligten sich sämmtliche Gäste mit Aufmerksamkeit an der Ashbourne'schen Beweisführung seiner Theorie.

Der Anfang des Verhörs der Anwesenden — denn zu einem solchen hatte sich die Sache gestaltet — war Ashbourne günstig. Nachdem er nur wenige Fragen an seinen Nachbar zur Rechten, den englischen Consul, gerichtet hatte, wurde festgestellt, daß dieser mit Ashbourne's älterem Bruder in Rugby auf die Schule gegangen war. Bei dieser Gelegenheit hörten die Anwesenden zum ersten Male, daß Ashbourne einen Bruder habe.

„Sie werden ihn Alle bald kennen lernen", sagte Ashbourne. „Ich erwarte ihn in wenigen Wochen; und er soll Ihre Processe führen. Er ist nämlich Advocat, und ein ganz vorzüglicher, wie Sie, wenn Sie ihm etwas zu thun geben, schnell in Erfahrung bringen werden. Er hatte eine gute Praxis in Limerick; aber meine lieben Landsleute, besonders die proceßlustigen unter ihnen, zahlen schlecht; und mein Bruder Dan, der sich nicht darauf versteht, seine Klienten auszupressen, kam nicht recht vorwärts. Er hat sich auf mein Zureden entschlossen, zu mir nach Yokohama zu ziehen, um in Japan sein Glück zu versuchen."

Ashbourne's Nachbar zur Linken, der holländische

Consul, erwies sich, gleich seinem englischen Collegen, nach wenigen Minuten schon, als Einer, der dem alten Bekanntenkreise Ashbourne's — in dem ausgedehnten Sinne, den man diesem Begriff geben wollte — angehörte. Er war, ehe er nach Japan versetzt wurde, in Batavia angestellt gewesen und hatte dort häufig und freundschaftlich mit einem englischen Kaufmann verkehrt, der mit einer Nichte Ashbourne's verheirathet war.

Bei dem Dritten, Herrn Haslett, hielt es etwas schwerer, das alte Bindeglied zu finden; nach längerem Hin- und Herreden gelang dies jedoch ebenfalls in befriedigender Weise. — Nachdem darauf noch zwei andere der Anwesenden in systematischer Weise von Ashbourne examinirt worden waren, konnte die Wette als zu seinen Gunsten entschieden betrachtet werden. Ashbourne hatte nämlich, während er seine Fragen stellte, und um den Antwortenden Anhaltepunkte zu geben, seine Lebensgeschichte, wenn auch bruchstückweise, so doch vollständig erzählt. Er hatte dabei auch viele seiner Verwandten und Bekannten, Lehrer und Mitschüler namhaft gemacht, und da traf es sich denn, daß, während er den Einen seiner Gäste noch ausfragte, Andere ihm bereits in's Wort fielen, um zu constatiren, daß sie mit diesem oder jenem Mitgliede aus Ashbourne's

altem Bekanntenkreise, längst vor der Yokohama-Zeit, in Verbindung gestanden haben.

Die Unterhaltung war bei diesen Gelegenheiten wieder eine allgemeine und laute geworden; jeder sprach mit seinem Nachbar, bemühte sich, einen „alten" Bekannten in ihm zu erkennen, und begrüßte die Thatsache, wenn sie an's Licht gezogen war, mit Lachen und freudigem Rufen.

„Hört!" rief der Eine, „Gilmore und ich, wir sind Vettern. Wir haben es soeben herausgefunden!"

„Ich bin bei West's Onkel in die Schule gegangen," berichtete ein Anderer.

Ein Dritter: „Macdean's Cousine war meine erste unglückliche Liebe."

Von allen Seiten ertönten ähnliche Rufe, und bald herrschte wiederum wirres Lärmen an der Tafel. Macdean erklärte sich für besiegt. Der mürrische Schotte hatte nicht nur zugestehen müssen, daß er durch einen nahen Verwandten mit Ashbourne's Familie seit langen Jahren in indirecten Beziehungen stehe; andere der Anwesenden hatten ihm ebenfalls klar und deutlich bewiesen, daß er sich, seit seiner frühesten Jugend, unbewußt in denselben gesellschaftlichen Kreisen bewegt habe wie sie.

Das ununterbrochene Fragen und Antworten hatte

die Aufmerksamkeit der Gäste so sehr in Anspruch genommen, daß keiner von ihnen das eigenthümliche Benehmen Jervis' während dieses langen Zwischenspiels bemerkt hatte. — Er hatte eine Weile stumm dagesessen, anscheinend nur damit beschäftigt, einen Kork, in den zwei Gabeln gesteckt waren, auf einem Weinflaschenrand zu balanciren. Währenddem er jedoch dies harmlose Spiel trieb, hätte man bemerken können, daß ihm dicke Schweißtropfen auf der Stirn perlten. Er hatte sich darauf erhoben und war, wie Einer, der frische Luft schöpfen will, auf die offene Veranda getreten.

Als Jervis nach einigen Minuten in das Zimmer zurückkam, hatte der Lärm seinen Höhepunkt erreicht. Jeder der Anwesenden hatte bereits einige „alte" Bekannte unter seinen Tischgenossen gefunden und zeigte sich bemüht, seine Entdeckungsreise in der „kleinen Welt" fortzusetzen.

Der junge Gilmore, ein Freund Ashbourne's, der besonders glücklich gewesen war, indem er außer einem Vetter noch ein halbes Dutzend Freunde und Bekannte seiner zahlreichen, über die ganze Welt zerstreuten Familie aufgefunden hatte, sah sich in diesem Augenblick nach einem neuen Opfer eines plötzlich in ihm

erwachten Forschungstriebes um. Sein Blick fiel auf den eintretenden Jervis.

„Halt!“ rief er heiter, die Hand freundschaftlich auf Jervis' Schulter legend. „Nun kommt die Reihe an uns! Wenn wir nicht Vettern sind, so müssen wir zum mindesten alte Freunde sein. — Also: auf welchen Schulen waren Sie? Wo leben Ihre Eltern? Wo waren . . .“

Er verstummte plötzlich. Aus Jervis' blassem Gesichte blitzten ihm ein Paar Augen so boshaft stechend und ergrimmt entgegen, daß Gilmore das Wort auf der Zunge erstarb.

„Was fehlt Ihnen?“ fragte er schüchtern und zurückhaltend.

Einige der Gäste waren Zeugen dieses Auftritts gewesen und blickten neugierig auf Gilmore und Jervis. Die andern wurden dadurch ebenfalls aufmerksam, und ganz plötzlich trat eine Stille ein, die um so auffallender war, als sie unmittelbar auf das laute Lachen und Lärmen der letzten Minuten folgte. Aller Augen waren jetzt auf die beiden jungen Leute gerichtet.

„Was fehlt Ihnen?“ wiederholte Gilmore seine Frage inmitten tiefen Schweigens.

Jervis blickte um sich. Ein Ausdruck verzweifelter Hilflosigkeit, vollständiger Verwirrung malte sich auf

seinem Gesichte. Dann zog ein peinlich erzwungenes Lächeln über sein Antlitz und er sagte mit schwerer Zunge:

„Was soll mir fehlen? . . Was Ihnen Allen morgen fehlen wird: . . . Der Wein war zu gut."

Darauf näherte er sich schwankenden Schrittes der Thür und verschwand.

IV.

Die Erklärung, welche Herr Jervis dafür gegeben, daß er sich am Abend des Renntages zuerst aus der Gesellschaft seiner zechenden Genossen zurückgezogen hatte, war eine sehr plausible gewesen; doch hatte sie weder Ashbourne noch dessen Gäste befriedigt. Gilmore hatte nicht wenig dazu beigetragen, Jervis' Antwort auf die an ihn gerichtete Frage zu einer nicht glaubwürdigen zu stempeln.

„Der Mann sah mich an," erzählte Gilmore, „als ob er mich mit seinen Augen todtstechen wollte. In meinem Leben habe ich nicht einen so bösen Blick gesehen. Ich war wie erstarrt; es überläuft mich noch in diesem Augenblick kalt, wenn ich nur daran denke. Hätte ich Jervis eines Verbrechens angeklagt, anstatt eine harmlose Frage an ihn zu richten, so hätte er mich nicht ergrimmter ansehen können, als er es that. — Er wäre vom Wein überwältigt gewesen? — Das

glaube ich nicht! So intensiv, bewußt böse blickt kein trunkener Mensch. Ich möchte wetten, daß er der nüchternste von uns Allen war."

„Was mag ihn verdrossen haben?"

„Gilmore's Frage vielleicht. Er könnte ja möglicherweise Grund haben, nicht von seiner Vergangenheit sprechen zu wollen. — Ich bin von Ashbourne's Theorie angesteckt worden: Jedermann sollte Jedermann kennen. Ich mißtraue einem Menschen, von dem ich gar nichts weiß."

Der argwöhnische Macdean hatte diese letzten Bemerkungen gemacht. Die jungen Leute, mit denen er sprach, sahen sich unter einander an. Es waren brave, harmlose Menschen; böse Zungen befanden sich nicht unter ihnen. Einige mochten sich wohl eigenthümliche Gedanken machen, die nicht gerade schmeichelhaft für Herrn Jervis waren; ein Jeder jedoch behielt für sich, was er in dieser Beziehung dachte. — Aber Jervis' Ansehen hatte Schiffbruch erlitten. Das fühlte Jeder, und das empfand er selbst am deutlichsten, als er am nächsten Tage mit seinen Genossen wieder im Club zusammentraf. Man vermied ihn nicht absichtlich, aber es war, als bewege er sich in einer Atmosphäre, welche die Anderen von ihm abstoße und ihn isolire. Niemand hatte ihm Etwas zu sagen, und Niemand näherte sich

ihm. Wenn er auf eine Gruppe zutrat, so verstummte das heitere Geplauder, als ob man sich das Wort gegeben habe, in seinem Beisein nicht weiter zu sprechen. Er erschien wie ein Fremdling inmitten einer aus gleichartigen, sympathisirenden Elementen zusammengesetzten Gesellschaft. Er störte dort. Die jungen Leute hatten sich plötzlich klar gemacht, was es eigentlich war, wodurch ein Jeder von ihnen verhindert gewesen, sich Jervis intim und freundschaftlich wie den andern Gemeindemitgliedern, zu nähern. Jeder von diesen war ihnen zum wenigsten ein „Bekannter". Von Jervis wußte Niemand woher er kam, wohin er ging. Er gehörte nicht zu ihrer „kleinen" und doch so viel umfassenden Welt; er war ein Fremder, der einzige Fremdling in der aus allen Theilen der Erde zusammengewürfelten bunten Gesellschaft.

Der Sommer schränkt in heißen Ländern die Geselligkeit etwas ein. Die weiten Ausflüge in das Innere des Landes werden beschwerlich; die langen Abende in den Clubräumen verkürzt, denn viele der Mitglieder haben die Gewohnheit angenommen, sich frühzeitig zurückzuziehen, um am nächsten Morgen die frischen, ersten Stunden, die schönsten des Tages, genießen zu können. — Nachdem der Renntag vorüber war, hatten auch die Zusammenkünfte der jungen Sports-

männer auf dem Rennplatz vorläufig ihren Zweck verloren, und die Bahn war verödet.

Jervis war nicht gesellig und hatte seine Persönlichkeit nie in den Vordergrund gedrängt. Die Andern hatten ihn aufgesucht, weil seine Kühnheit ihnen gefiel; aber ohne einen klar ausgesprochenen Grund wurden diese ihm gegenüber nun zurückhaltender, und nach kurzer Zeit erschien Jervis beinahe gänzlich vereinsamt. Es war, als scheute man sich, ihn anzureden; er selbst aber hatte nicht die Gewohnheit, Jemand zuerst anzusprechen. Kalt grüßend, kreuzte er sich auf der Straße mit seinen ehemaligen Genossen. Oftmals kam es vor, daß man ihn tagelang gar nicht sah, denn er machte nach wie vor lange Ausflüge zu Pferde und hatte seine Besuche im Club, die kurz vor dem Renntage ziemlich regelmäßig gewesen waren, nach und nach beinahe ganz eingestellt.

Jervis wohnte, von seinen japanischen und chinesischen Dienern umgeben, in einem kleinen Hause, am Rande eines weiten, damals noch unbebauten Platzes, „das Moor" benannt. Bis kurz vor Ankunft der Fremden hatte dort Wasser gestanden, dessen Ausdünstungen während des Sommers bösartige Fieber erzeugten; es war deshalb mit großem Kostenaufwand canalisirt worden und fand nun seinen Abfluß in die

nahe See. — Das Moor, dessen schwarze, fruchtbare Erde sich schnell mit einem weichen, grünen Rasenteppich überzogen hatte, trennte damals das europäische Yokohama von einem verrufenen japanischen Stadtviertel, dem sogenannten Yankiro, wo sich Schenke an Schenke reihte, die des Abends und während der Nacht mit lärmenden Japanern und zechenden Europäern, namentlich Matrosen, gefüllt waren. — Schlägereien waren im Yankiro an der Tagesordnung, und nicht selten endeten dieselben mit schweren Verwundungen. Die achtbaren Mitglieder der fremden Gemeinde: Beamte, Officiere und Kaufleute — ließen sich nicht gern in diesem Viertel sehen; doch kam es vor, daß die älteren Einwohner dem Neuangekommenen den Ort zeigten, um ihn mit den dort herrschenden, fremdartigen Sitten und Gebräuchen bekannt zu machen.

Straßenbeleuchtung ist erst seit kurzem in Yokohama eingeführt; im Jahre 1860 war es dort in dunkeln Nächten finster, öde und unheimlich. Der eigentliche Straßenverkehr hörte mit Sonnenuntergang auf; und wer des Abends noch ausgehen wollte, der nahm entweder selbst eine Laterne, oder — und dies war das Gebräuchlichere — er ließ sich von einem oder mehreren japanischen Bedienten begleiten, von denen ein jeder eine jener Papierlaternen trug, die in ganz

Japan und auch in China allgemein gebräuchlich sind. Auf den Laternen der Beamten prangte in bunten Farben das Wappen der Nation, welcher der Besitzer angehörte; die Kaufleute ließen ihre Namen oder einfach die Nummer des von ihnen bewohnten Hauses darauf malen. Man erkannte auf diese Weise auch des Nachts von Weitem schon die Personen, die noch in den Straßen waren; und wenn man einen Bekannten antraf, so gesellte man sich gern zu ihm, denn die Wege waren unsicher, und man mußte immer gewärtig sein, aus einer dunkeln Ecke einen lauernden Samurai oder Lonin (bewaffnete Edelleute) zum Anfall bereit, hervorspringen zu sehen. Kein Europäer ging des Abends aus, ohne einen Revolver schußbereit in der Hand zu halten.

Ashbourne war Jervis' unmittelbarer Nachbar. Die Häuser der Beiden waren nur durch die geräumigen, mit manneshohen Bretterverschlägen umgebenen Höfe von einander getrennt. Ueber diese Bretterwände hinweg konnte, wer auf der erhöhten Veranda stand, die Fenster des Nachbarn erblicken.

Eines Abends hatte sich, wie dies häufig vorkam, eine kleine Gesellschaft bei Ashbourne versammelt. In den hellen Zimmern war es sehr warm; auch wurde man dort von den nach Licht schwärmenden

Musquitos geplagt; die Gäste hatten sich deshalb auf die dunkle und verhältnißmäßig kühle Veranda zurückgezogen, und sich dort auf großen, indischen Bambus-Sesseln ausgestreckt. — Die jungen Leute rauchten, tranken Thee oder „Soda und Brandy", und unterhielten sich träge von gleichgültigen Dingen; denn sie waren müde und abgespannt, und die meisten von ihnen hatten ein schweres Tagewerk hinter sich.

Es war spät geworden; die Nacht dunkel, schwül und still. Während der langen Pause in der schleppenden Unterhaltung hörte man das ununterbrochene, dumpfe Rauschen und Brausen des nahen Meeres, und von den benachbarten Höfen her das kurze, trockene Klappen, welches durch Zusammenschlagen von zwei flachen Holzstücken hervorgebracht wird, und wodurch die japanischen Wächter, die in regelmäßigen Zwischenräumen ihre Runden machen müssen, zu erkennen geben, daß die ihrer Obhut anvertrauten Gebäude von ihnen in Augenschein genommen worden sind. — Man gewöhnt sich schnell an dies weitschallende Geräusch und wird sodann durch dasselbe nicht einmal im leisen Schlaf gestört; aber es schreckt Diebe und Brandstifter zurück, indem es diesen sagt, daß der Wächter auf seinem Posten ist. — Vom Yankiro herüber, über das

weite, öde Moor, erklangen die hellen, schrillen Töne der Sampsin, der dreisaitigen, japanischen Guitarre.

Der Wächter des nächsten Nachbarhauses hatte soeben seine Runde beendet. Einer der Anwesenden hatte bei dem Geräusch den Kopf dorthin gewandt.

„Bei Jervis ist Alles erleuchtet," bemerkte er. „Was mag der Mensch zu so später Stunde ganz allein noch treiben?"

„Er studirt japanisch," antwortete Macdean. „Wir haben denselben Lehrer."

„Er scheint sich überhaupt zum Japaner ausbilden zu wollen," ergänzte Ashbourne. „Ich sehe ihn in seinem Hause immer nur in Kimono (japanisches Gewand) und in Sandalen einhergehen; auch nimmt er Fechtstunden bei einem alten, herrenlosen Edelmann, der sich hier umhertreibt. — Vorgestern früh, als ich an seiner Thür vorüberging, hörte ich im Hofe Lärmen und Schreien. Ich trat hinein, und da sah ich Jervis und einen Japaner, Masken vor den Gesichtern, mit hölzernen Säbeln, unter Rufen und Stampfen, wie besessen auf einander einhauen. Jervis kam mir entgegen und fragte höflich, was ihm die Ehre meines Besuches verschaffe. Als ich erwiderte, Neugierde allein habe mich hereintreten lassen, erzählte er mir, er finde Vergnügen an allen körperlichen Uebungen, und habe

jetzt zur Abwechslung angefangen, Fechtstunden bei einem Japaner zu nehmen. Der Samurai, der zuhörte, als ob er englisch verstände, wiederholte darauf mehrere Male: ‚Herr Jervis ist sehr geschickt und stark in der That.‘ Er hätte seinen Schüler gewiß gern producirt, denn er schlug ihm vor, in meiner Gegenwart einen Gang zu machen; aber Jervis lehnte dies kühl ab. — Auf der Veranda kauerte ein hübsches japanisches Mädchen vor einem Kohlenbecken, auf dem Wasser gewärmt wurde. Ihr gegenüber saß eine alte Frau. Die Beiden tranken Thee, rauchten und plauderten. Neben ihnen auf der Matte stand eine Koto (japanische Zither). Stühle und Sessel sah ich nicht. Das Ganze machte vielmehr den Eindruck einer japanischen als einer europäischen Wirthschaft. . .“

„Da kommen Leute vom Yankiro über das Moor herüber,“ unterbrach Macdean.

In einiger Entfernung erblickte man Laternen. Die Träger derselben konnte man nicht sehen; und die Laternen, die sich hüpfend und schaukelnd in der Dunkelheit bewegten, erschienen wie große Irrlichter.

„Wir wollen sehen, wer da geht,“ sagte Ashbourne.

Er trat in das Zimmer und kehrte bald mit einem großen Opernglas bewaffnet wieder zurück. Er blickte eine kurze Weile nach den Laternen und sagte dann:

„Nummer . . . Nummer 28 und . . . . 32, West und Dr. Wilkins. Wir wollen sie rufen. Sie sollen berichten, was sie zu so später Stunde noch draußen zu thun haben.“

Darauf setzte er beide Hände an den Mund und rief in die stille Nacht hinaus: „West! . . Wilkins!“ Dann wartete er einige Secunden und wiederholte den Ruf, bis schwach die Antwort zurückscholl: „Wir kommen!“

Die Laternen näherten sich darauf in gerader Linie dem Hause Ashbourne's. In einer kleinen Entfernung von demselben hielten sie eine kurze Weile still; dann kamen sie wieder vorwärts; bald darauf wurden sie durch den Thorweg getragen, und West und Wilkins, von ihren Dienern gefolgt, traten auf die Veranda. — Dr. Wilkins erzählte, er sei nach dem Yankiro gerufen worden, um einen englischen Matrosen zu verbinden, der in einer Schlägerei von einem Malayen einen Messerstich bekommen habe. West, der gerade bei ihm gewesen sei, als man ihn gerufen, habe ihn begleitet.

Und mit wem unterhielten Sie sich in der Nähe des Hauses? Warum machten Sie plötzlich Halt?“

„Wir trafen Jervis an und wünschten ihm guten

Abend. Er ging ganz allein in der Dunkelheit spazieren.“

„Er wird sich eines Tages von einem Lonin todtschlagen lassen. Ich habe es ihm schon verschiedene Male prophezeit.“

„Ich sagte ihm soeben auch, er handele sehr unvorsichtig. Er lachte und antwortete: ‚Wer hält mich in der Dunkelheit für ein Todjin?‘ (Spottwort für die Fremden). Er sah in der That wie ein Japaner aus. Er trug einen Kimono, in seinem Gürtel stak ein schwerer Säbel, und um das bloße Haupt hatte er ein Tuch gewunden, so daß man nur seine hellen Augen sehen konnte. — Er ist ein eigenthümlicher Mensch; er gleicht Keinem von uns; ich könnte ihn nicht zum Freunde haben.“

V.

Herr Jervis schien wichtige Mittheilungen aus China zu erwarten, denn jedesmal, sobald ein Dampfboot von dort angekommen, erblickte man ihn unter den Ersten, welche bei dem Kaufmann, an den das Schiff consignirt war, erschienen, um seine Briefe in Empfang zu nehmen. Er ließ sich dann auch die Passagierliste zeigen, und entfernte sich, nachdem er dieselbe durchgelesen hatte. Alles dies war gebräuchlich und erregte bei Niemand auch nur das geringste Aufsehen.

Eines Tages, zu Anfang des Monat Juni, fand er sich, bald nachdem die „Cadix" vor Anker gelegt worden war, bei Herrn Dana ein, um seine Briefe abzuholen. — Im Comptoir des Genannten traf er mit dem Capitän M'c Gregor zusammen, den er seit dem vergangenen Jahre, von seiner Ueberfahrt von Schanghai her, persönlich kannte:

„Gute Reise gemacht, Capitän?“

„Ausgezeichnete: fünf Tage und siebenzehn Stunden.“

„Viel Passagiere an Bord?“

„Sieben Weiße; und vor dem Mast einige zwanzig Chinesen.“

„Bekannte?“

„Macdean. Sonst nur neue Leute; auch ein Bruder von Ashbourne darunter.“

„Guten Morgen, Capitän.“

„Guten Morgen, Herr Jervis.“

Herr Jervis vergaß wunderbarer Weise seine Briefe mitzunehmen, obgleich dieselben auf den Tisch für ihn bereit gelegt waren, und ging, aufmerksam vor und hinter sich blickend, schnellen Schrittes, schnurstracks nach Hause. Als er sich seiner Wohnung näherte, kamen ihm von dem anderen Ende der Straße zwei Herren langsam entgegen: Thomas Ashbourne und sein Bruder Daniel. Sie unterhielten sich eifrig mit einander und bemerkten Jervis zunächst nicht; aber plötzlich erblickte Daniel ihn, und zwar in dem Augenblick, als Jervis, der seine Schritte noch mehr beschleunigt hatte, über den Straßendamm ging, um in sein Thor einzutreten. — Die Entfernung zwischen Jervis und den beiden Brüdern war ungefähr zweihundert Schritte. Daniel blieb stehen, und mit der einen Hand

die Augen schützend — denn die Mittagssonne stand blendend über Yokohama — sagte er sinnend:

„Wer ist doch das?“

„Wer?“

„Der Mann, der soeben in jenes Haus getreten ist.“

„Das wird Jervis gewesen sein. Ich habe ihn nicht gesehen, aber er wohnt dort und empfängt nur selten Besuch. Er wird sich seine Briefe von Dana geholt haben.“

„Jervis?“

„Ja. Kennst Du ihn?“

„Nein, ich kenne keinen Jervis; oder ich erinnere mich dessen nicht. Aber der Mann schien mir bekannt. Es wird eine Aehnlichkeit sein; ich weiß in diesem Augenblick nicht einmal, an wen sie mich erinnert.“

„Du wirst Jervis bald kennen lernen, denn er ist unser nächster Nachbar. Hier sind wir zu Hause. Willkommen Dan unter meinem Dache!“

Die Brüder, von denen Daniel vier bis fünf Jahre älter zu sein schien als Thomas, sahen sich nicht ähnlich. Daniel hatte braunes Haar und dunkle Augen; Thomas war blond. Doch glichen sie sich in den Figuren; sie waren Beide hochgeschossen, hager und hatten dasselbe gelassene Schlendern im Gang.

„Hier ist Dein Zimmer,“ sagte Thomas, den Neu-

angekommenen in ein niedriges, aber freundliches, lichtes Gemach führend, in dem ein großes, schönes Ningpo-Bett, ein Tisch und einige Stühle standen. — „Und hier, gleich nebenan, hast Du Dein Bad. Der Diener, den ich für Dich genommen habe, hört auf den bequemen Namen To und versteht kein Wort englisch. Ich werde Dich ihm gleich vorstellen, und dann mußt Du zusehen, wie Du mit ihm fertig wirst. Dort" — die Beiden waren aus dem Zimmer, dessen offene Schiebethüren auf die Veranda führten, auf diese getreten — „siehst Du den Stall. — In dem kleinen Häuschen, neben dem Thorweg, schlummert der Momban, den Du heute Nacht in Ausübung seiner Thätigkeit kennen lernen wirst. — Und nun kleide Dich zunächst um, denn es wird mir selbst ordentlich warm, Dich in einem wollenen Anzuge zu sehen. To hat einen leinenen Anzug für Dich bereit gelegt. Meine Kleider werden Dir wohl passen.

Der Genannte war unhörbaren Schrittes in das Zimmer getreten und begrüßte nun ehrerbietigst seinen neuen Herrn, indem er sich auf die Knieen niederließ und den Boden mit der Stirn berührte. Thomas bedeutete ihm, was er zunächst zu thun habe, und entfernte sich sodann, um seinen Bruder bei dessen Toilette nicht zu stören. Nach einer halben Stunde erschien

dieser im Salon, durch ein kühles Bad erfrischt, und in einem von Thomas' weißen Anzügen.

„To scheint mir ein perfecter Kammerdiener zu sein", sagte Daniel. „Wir haben uns ganz gut mit einander verständigt. Aber Inish wird eifersüchtig auf ihn werden, wenn ich mich von einem andern als von ihm bedienen lasse."

„Wer ist Inish?"

„Mein alter irländischer Diener."

„Wenn Du mich um Rath gefragt hättest, so würde ich Dir gesagt haben, den Mann in Limerick zu lassen. Die einheimischen Diener sind die besten der Welt; fremde verkommen hier regelmäßig. Ich prophezeie Dir, daß Inish Dich verlassen und eine Matrosenschenke eröffnen wird. Alle europäischen Diener, die mit ihren Herren nach Japan kommen, sind prädestinirt, als Schankwirthe zu enden."

„Für Inish stehe ich ein", erwiederte Daniel. „Der Mann ist mir mit Leib und Seele ergeben. Er war Bursche eines Freundes von mir, des Lieutenant O'Brien, der kläglich um's Leben gekommen ist. Inish war damals vor Gram über den Tod seines Herrn ganz tiefsinnig geworden und mußte das Regiment verlassen. Ich nahm ihn zu mir, da O'Brien viel auf ihn gehalten hatte, und gab mir Mühe, ihn zu heilen. Es ist

mir gelungen, und seitdem hängt Inish so sehr an mir, daß es grausam gewesen wäre, ihn zu verlassen."

„Trinkt Meister Inish?"

„So wenig wie man dies von einem Irländer und alten Soldaten nur erwarten kann."

„Das ist mehr als genug. Verbiete ihm, des Abends auszugehen, denn sonst wird man ihn eines Tages, ehe er viel älter geworden ist, erschlagen nach Hause tragen. Die japanischen Officiere behandeln trunkene Europäer mit charakteristischer Lieblosigkeit."

„Inish geht überhaupt nie aus. Er ist menschenscheu. — Da kömmt er übrigens, der ungerecht Beargwohnte."

Inish, von einem Matrosen der „Cadix" begleitet und von einem japanischen Kuli gefolgt, der einen mit Gepäck beladenen kleinen Wagen zog, war in den Hof getreten. Er schüttelte dem Matrosen, der ihm den Weg gezeigt hatte, kameradschaftlich die Hand, worauf sich dieser entfernte, näherte sich sodann der Veranda, auf der er seinen Herrn erblickt hatte, und militärisch grüßend fragte er kurz, wohin das Gepäck geschafft werden solle. Sobald ihm das Zimmer gezeigt worden war, beeilte er sich, ohne weiter ein Wort gesagt zu haben, das Gepäck hineinzutragen. Bei den großen, schweren Koffern, die er nicht allein fortschaffen konnte,

bedeutete er dem Japaner durch eine stumme Geste, mitanzufassen.

„Nun, glaubst Du, daß Inish Händel haben wird?“ fragte Daniel.

„Er macht den Eindruck eines friedfertigen, stillen Menschen“, antwortete Thomas.

„Du wirst ihn selten hören oder sehen“, fuhr Daniel fort. „Er arbeitet von früh bis spät, und scheint sich nirgends wohler zu befinden, als in meinem Zimmer oder in seiner Kammer.“

Die Brüder hatten sich während des Nachmittags viel zu erzählen, denn sie waren viele Jahre lang von einander getrennt gewesen; um sieben Uhr aßen sie sodann zusammen, und gegen neun Uhr begaben sie sich nach dem Club, wo Daniel Ashbourne von seinem Bruder vorgestellt wurde und überall die freundlichste Aufnahme fand. Er war bemüht, dies zu rechtfertigen, und gewann alle Herzen durch die liebenswürdige, harmlose Art seines Auftretens. Gegen Ende des Abends stritt man sich förmlich darum, wer zuerst das Vergnügen haben sollte, ihn als Gast an seinem Tische zu bewirthen.

„Ich habe das erste Anrecht“, sagte Macdean. „Ich bin vielen von Ihnen noch ein Diner schuldig..

Erinnern Sie sich nicht? Meine verlorene Wette: die „kleine Welt?“

„Das ist richtig“, entschied Herr Mitchell; und es wurde beschlossen, daß dieselben Herren, die am Renntage Tom Ashbourne's Gäste gewesen waren, am nächsten Tage bereits bei Herrn Macdean zu Mittag speisen sollten, damit dem Neuangekommenen, Herrn Daniel Ashbourne, auf diese Weise Gelegenheit geboten werde, die hervorragendsten Mitglieder der fremden Gemeinde genauer kennen zu lernen. — Man trennte sich darauf. Thomas Ashbourne übernahm es, seinen Nachbar Jervis, der nicht übergangen werden durfte, in Macdean's Namen einzuladen. — Jervis ließ jedoch auf die Bestellung, die ihm am frühen Morgen durch Ashbourne's japanischen Diener gemacht wurde, zurückantworten: er bedaure, die Einladung nicht annehmen zu können; er sei unwohl.

Das Gastmahl, das zur festgesetzten Stunde stattfand, verlief in angenehmer Weise. Es wurde dabei getrunken, wie man vor fünfzig Jahren noch in der besten Gesellschaft in Deutschland trank, wie man heute aber, ohne sich in schlechte Gesellschaft zu begeben, nur noch in England trinken kann. Nachdem die Tafel von allem Eßbaren gereinigt war, und „Port, Sherry und Claret“ einige Male die Runde um den Tisch

gemacht hatten, befand sich die Gesellschaft denn auch wieder in der beliebten „Stimmung nach dem Essen", die der gastfreundliche Macdean seit Beginn des Mahles bemüht gewesen war zu erwecken.

„Es scheint mir", rief einer der Gäste, „daß wir heute noch vergnügter sind, als bei der letzten Versammlung."

„Danke verbindlichst!" rief Thomas Ashbourne lachend zurück.

West, der die kleine Ungeschicklichkeit begangen hatte, versuchte, sich zu entschuldigen: „Ich habe mich schlecht ausgedrückt", erklärte er. „Sie haben mich mißverstanden, Ashbourne. Ich meinte, daß wir heute Alle, ohne Ausnahme, vergnügt sind, während das letzte Mal Herr Jervis wie der steinerne Gast zwischen uns saß."

„Was fehlt Jervis eigentlich?" fragte ein Anderer, sich an Dr. Wilkins, den Arzt der fremden Gemeinde, wendend.

Dr. Wilkins war als ein „langathmiger" Mann bekannt, d. h. er sprach gern und viel.

„Das will ich Ihnen sagen, meine Herren", begann er.

„Nein, das wollen wir nicht hören" wurde er unterbrochen; worauf er sich damit begnügte, seinem

geduldigen Nachbarn zur Linken, dem friedliebenden Gilmore, weitläufig auseinanderzusetzen, Jervis leide an einem schwer zu definirenden Nervenübel, das er sich durch zu große körperliche und geistige Anstrengungen zugezogen habe.

„Jervis wäre nervös?“ fragte Gilmore ungläubig. „Der Mensch reitet doch, als ob er gar nicht wüßte, was Nerven sind.“

„Sie irren sich — Gestatten Sie mir . . .“ und der Doctor vertiefte sich in eine wissenschaftliche Abhandlung, der Gilmore nur mit halben Ohren zuhörte, da eine Unterhaltung am andern Ende des Tisches ihn mehr interessirte.

Dort hatte nämlich Macdean dem Neuangekommenen, Daniel Ashbourne, der als Ehrengast zu seiner Rechten saß, soeben erklärt, welcher Art die Wette gewesen sei, die er verloren und die ihm den Vorzug verschafft habe, der Erste zu sein, Herrn Daniel Ashbourne zu bewirthen. Bei dieser Gelegenheit war die Rede auf die „kleine Welt“ gekommen, und Ashbourne jr. hatte sich dadurch veranlaßt gefühlt, sein Steckenpferd wieder einmal zu besteigen. Er sprach mit großem Eifer und mit einem ihm eigenthümlichen halb-komischen Ernste.

„. . . . und diese schöne Theorie, meine Herren“,

hörte Gilmore ihn peroriren, „diese hochphilosophische Theorie von kaum zu berechnender Tragweite, deren Entdecker ich mir zu sein schmeichele . . .“

„Wovon ist eigentlich die Rede?“ unterbrach Mitchell, der, gleich Gilmore, den Anfang der Ashbourne'schen Demonstration nicht vernommen hatte.

„Ashbourne behauptet, Jedermann könne nur als Derjenige existiren, der er nun einmal ist; und er nennt dies eine ‚philosophische Theorie‘. Das ist eine sehr pompöse Bezeichnung für eine einfache Sache, die Niemand je bezweifelt hat.“

„Sie sind ein kurzsichtiger Schotte, Macdean! Sie haben die Sache nie bezweifelt, weil sie überhaupt nie darüber nachgedacht haben.“

„Nun so geben Sie Ihre Theorie zum Besten.“

Ashbourne entschuldigte sich: er habe schon zu lange gesprochen, er fürchte die Gesellschaft zu ermüden; er wolle nur das Facit seiner Demonstration wiederholen: es sei heute für anderthalb Tausend Millionen Menschen Platz in der Welt, aber dies nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß Jeder den ihm angewiesenen, einzigen Platz in derselben einnehme. Verlasse er diesen Platz, so sei nirgends auf der Erde, in der menschlichen Gesellschaft, Raum für ihn.

„Und was wird bei Deiner Theorie aus dem

flüchtigen Verbrecher, der seinen Platz aufgegeben hat?“ fragte Daniel Ashbourne.

„Der flüchtige Verbrecher?“ rief Thomas. „Er ist der stärkste Beweis für die Richtigkeit meiner Theorie! — Der Mann, der einen falschen Namen angenommen, seinem „Ich“, seinem Platz in der Welt entsagt hat, existirt menschlich nicht mehr. Eine Fiction, der Doppelgänger einer unberechtigten Existenz, treibt sich irgendwo in der Welt umher; aber es ist diesem Truggebilde nicht gestattet, eine gesellschaftlich-menschliche Existenz zu führen.“

„Das ist Alles sehr schön und schwer verständlich; aber als Jurist sage ich Dir, daß wenn wir einer solchen Fiction habhaft werden, wir ihr schnell beweisen, daß sie noch existirt, indem wir sie einsperren, oder, wenn ihr Doppelgänger es verdient hat, sie aufhängen.“

„Ich glaube überhaupt nicht an flüchtige Verbrecher.“

„Eine neue Theorie, ohne Zweifel! Was willst Du sagen?“

„Die Welt ist zu klein. Es ist unmöglich, sich dort lange zu verstecken. Flüchtige Verbrecher werden eingeholt, oder sie stürzen beim Davonlaufen und brechen den Hals. — Dann findet man ihre Leichen. — Nichts geht verloren in der Welt!“

„Ich könnte eine Geschichte erzählen von einem flüchtigen Verbrecher, den man seit langen Jahren weder lebendig noch todt wiedergefunden hat.“

Die Gesellschaft, die an den Ashbourne'schen Theorien, wie er sie nach Tische zum Besten zu geben liebte, kein sonderliches Gefallen fand, war gern bereit, zur Abwechselung „eine Geschichte“ zu hören. So erscholl von allen Seiten der Ruf: „Bitte, sprechen Sie!“

Daniel Ashbourne räusperte sich, und es wurde still. Die Einen waren begierig die angekündigte Geschichte zu hören; die Andern wollten dem Ehrengaste das Vergnügen nicht rauben, das Wort zu ergreifen.

VI.

„Als ich mich, im Jahre 1854 in Limerick als Advocat niederließ," begann Daniel Ashbourne, „fand ich dort ein Infanterie-Regiment stationirt. Ich befreundete mich bald mit mehreren der Officiere. Es waren leichtlebige, liebenswürdige Leute, meist Irländer, lustige Tafelgenossen, enragirte Spieler und berühmt als die besten Reiter in der Grafschaft. Es befand sich nicht Einer unter ihnen, der auf den Jagden nicht geradeaus geritten wäre ‚wie die Krähe fliegt'. — Der beste und verwegenste unter diesen guten und kühnen Reitern, und von all' seinen Kameraden als solcher anerkannt, war ein Lieutenant Namens Edwin Hellington. Er war jüngerer Sohn einer vornehmen und reichen Familie, empfing eine gute Zulage von zu Hause, und konnte sich Pferde halten. Irgendwie gelang es ihm immer, sich in dieser Beziehung das Beste zu verschaffen, was auf den Markt kam. Sein Blick und

sein Urtheil waren merkwürdig sicher, sobald es sich um Pferde handelte, und der geriebenste Roßhändler hätte den jungen Burschen nicht hinter's Licht führen können. Er war sehr gesucht bei allen Herrenreiten, und gewann sich, da er hoch wettete, im Laufe des ersten Jahres, wo ich in Limerick war, eine bedeutende Summe Geldes.

Ein guter Reiter zu sein, war ein Ehrentitel im Regiment; die Officiere waren nicht neidisch, und hätten Hellington gern gegönnt, was er sich, auf die Gefahr hin, sich Arme und Beine zu brechen, im Laufe der Saison zusammenritt. Aber Hellington war nicht beliebt. Er führte ein zurückgezogenes Leben, betheiligte sich selten an gemeinschaftlichen Vergnügungen, war nie auf einem Ball zu sehen, und trieb sich, wenn er frei vom Dienste war, auf einsamen Wegen umher, wo er seine Pferde zuritt.

Während es mir ein Leichtes gewesen war, sämmtlichen Officieren des Regiments, vom Colonel hinunter bis zum jüngsten Lieutenant, vorgestellt zu werden, konnte ich Hellington, so zu sagen, immer nur von Weitem erblicken. Einer seiner Kameraden, ebenfalls ein Lieutenant, Charles O'Brien bei Namen, der nach Hellington für den besten Steeple-Chase-Reiter im Regimente galt, und mit dem ich mich besonders

befreundet hatte, sagte mir eines Tages, als ich den Wunsch ausgesprochen hatte, mit seinem berühmten Rivalen bekannt zu werden: „Ich kann Sie vorstellen; aber ich sage Ihnen im Voraus, Sie werden einen unangenehmen Gesellen kennen lernen.“

Ich sah mir Hellington an jenem Tage zum ersten Male genauer an: er hatte ein kaltes, grausames Gesicht; rothes Haar, eine blendend weiße, hohe Stirn und kleine, helle Augen, die seitwärts und von unten blickten und schnell beweglich, doch aufmerksam von einem Punkt zum andern wanderten. Ein röthlich blonder Bart, der Wangen, Lippen und Kinn bedeckte, ließ die Form des Mundes und des Gesichtes nicht genau erkennen. Einen Moment begegneten sich unsere Augen, und er mochte bemerken, daß ich ihn beobachtete. Er warf mir einen so scharfen, bösen Blick zu, daß ich mich gewissermaßen körperlich dadurch verletzt fühlte, und die Augen unwillig von ihm abwandte, ohne ferner Lust zu verspüren, mit ihm in Verbindung zu treten.

Einige Wochen später fand das große Officiers-Rennen statt. — Das „Ereigniß“ des Tages war eine Steeple-Chase, zu der die bekanntesten Pferde der Grafschaft und die besten Reiter des Regiments engagirt worden waren. — Hellington, der bei diesem Rennen

ein „dunkles“ (unbekanntes) Pferd ritt, das mit bewunderter Action die Tribünen passirt hatte, machte von Anfang an eine furchtbare Pace und führte — „Zu schnell, um zu dauern“, sagten die Einen — „Er weiß schon, was er zu thun hat“, meinten die Andern. — Das Pferd schien in der That unermüdlich, und bewahrte, so lange die Zuschauer es erblicken konnten, eine Distance von mehr als zehn Längen zwischen sich und den andern. — Dann verschwanden sämmtliche Reiter hinter einem kleinen Gehölz.

Als sie nach einigen Minuten wieder sichtbar wurden, waren mehrere Pferde dicht beisammen.

„Weiß und blau gewinnt!“ hörte man rufen; „O'Brien führt! — Was ist aus Hellington geworden?“

Aller Augen waren einen Augenblick nach der Stelle gerichtet, an der die Reiter hinter dem Gehölz hervorgebrochen waren. — „Hellington ist auch einmal zu Schaden gekommen“, hieß es. — Dann concentrirte sich die Aufmerksamkeit wieder auf die kleine Gruppe, die sich nun der Tribüne, vor welcher der Sieges-Pfosten stand, näherte.

„Blau und weiß gewinnt! Hurrah für O'Brien!“

Währenddem sich Viele nach dem Sattelplatz drängten, um den glücklichen Reiter wiegen zu sehen, be-

merkten Diejenigen, die auf und vor der Tribüne geblieben waren, wie endlich Hellington, Letzter von Allen, in kurzem Jagdgalopp dahergesprengt kam. — Sein Pferd war grausam gespornt worden, aber der Reiter saß unversehrt im Sattel, und auf seinem hellen Anzuge war nicht ein Fleckchen zu entdecken. Der Mann konnte unmöglich gestürzt sein. — Nachdem er den Pfosten passirt hatte, machte er Kehrt und ritt durch das Gitter. — Dort kam ihm sein Groom entgegen und nahm das Pferd beim Zügel. — Wie der Herr, so der Knecht! Hellington's Groom hatte eine Galgenphysiognomie.

„Was ist passirt, Herr?" fragte er finster.

„Verdammter Schwindel ist passirt!" antwortete Hellington barsch.

Er war blaß und seine Augen glänzten wie die einer Schlange. „Zur Wage!" befahl er.

Dort war es leer geworden, denn man hatte längst festgestellt, daß O'Brien's Pferd gewonnen habe; aber die Mitglieder des Vorstandes, welche nach dem Rennen zu wiegen hatten, waren noch auf ihrem Posten. — Hellington, mit Sattel und Zügel über dem Arm und mit der Reitgerte in der Hand stellte sich, ohne ein Wort zu sagen, auf die Wage.

„Richtiges Gewicht?" fragte er, sich an den Vor-

stand wendend; und als dies bejaht worden war, setzte er hinzu: „Ich protestire gegen das Rennen.“

Aehnliche Proteste waren bei einem Herrenreiten zwar nichts Gewöhnliches, aber auch nicht unerhört. Nach wenigen Minuten waren die Schiedsrichter, an ihrer Spitze der Oberst der Regiments, Colonel Wicklow, in einem kleinen Zimmer versammelt, um die Klage zu hören und eine Entscheidung zu treffen. — Draußen wunderte man sich, weshalb es so lange dauerte, ehe die Nummer des Gewinnenden aufgezogen wurde.

Inzwischen klagte Hellington vor den Schiedsrichtern darüber, daß während der letzten zwei Rennen die Bahn an einer Stelle geändert worden, wo dies früher nie geschehen sei, und daß man diese Aenderung in so unvollkommener Weise angedeutet habe, daß nur ein Eingeweihter sicher sein konnte, keinen Irrthum zu begehen. Er, Hellington, sei von der Aenderung nicht unterrichtet worden und habe sich verritten, und diesem Umstande allein sei es zuzuschreiben, daß er das Rennen nicht gewonnen habe.

Colonel Wicklow bedeutete Herrn Hellington, daß die Art und Weise, wie er seine Bemerkungen mache, ungebührlich sei, da er die bona fides des Vorstandes in Zweifel zu ziehen scheine. Seine, Hellington's, Schuld sei es gewesen, daß er sich vor dem Rennen

nicht genügend informirt habe. — Aber Hellington schüttelte den Kopf und zuckte mit den Achseln und erwiederte trotzig, daß, wenn man ihn daran erinnern wolle, daß er vor seinem militärischen Vorgesetzten stehe, so habe er nichts mehr zu sagen; er habe jedoch bisher immer in dem Glauben gelebt, daß auf der Rennbahn Jedermann gleiche Chancen haben müsse, und dies sei nicht der Fall gewesen, denn O'Brien habe die neue Bahn gekannt und er nicht.

„Lieutenant Hellington, Sie zwingen mich, wenn Sie so fortfahren, Ihnen das Wort zu entziehen", sagte der Oberst.

„Zu Befehl, Colonel Wicklow!" antwortete Hellington, machte kurz Kehrt und verließ das Zimmer.

Er war im Allgemeinen ein sehr reservirter Mensch; aber es kochte in ihm, und zum ersten Male, seitdem er im Regimente bekannt war, schien er die Herrschaft über sein jähzorniges Temperament verloren zu haben. Er hatte sich einen Ueberrock über seinen Jockey-Anzug gezogen und einen Hut aufgesetzt, denn er wollte noch in einem der nächsten Rennen reiten, und er stellte sich nun breitbeinig und mit der Reitgerte auf seine Stiefel schlagend vor den Stall hin, und unterhielt sich mit lauter Stimme mit seinem Groom, der zischend und

pfeifend damit beschäftigt war, das Pferd trocken zu reiben.

Einige Officiere, die in der Nähe waren, entfernten sich, damit ein Kamerad sich in ihrer Gegenwart nicht compromittire; denn es war augenscheinlich, daß Hellington vor Zorn wie betrunken und kaum noch zurechnungsfähig war.

Nach einer halben Stunde, als das nächste Rennen vorüber war, wurde zur letzten Steeple-Chase geläutet. — O'Brien und Hellington stiegen beinah gleichzeitig zu Pferde.

„Diesmal werde ich Sie nicht aus den Augen verlieren, O'Brien!" sagte Hellington mit einem höhnischen Lächeln.

O'Brien, der von seinen Freunden gebeten worden war, sich mit Hellington auf nichts einzulassen, that als ob er nicht gehört hätte und ritt ruhig auf die Bahn hinaus.

Während des ersten Theiles des Rennens und auch nachdem bereits zwei Hindernisse genommen waren, blieben die Pferde so dicht zusammen, daß man sie mit einem Laken hätte bedecken können; dann löste sich O'Brien von der Gruppe und kam um eine Pferdelänge voraus.

„Hellington läßt O'Brien führen", hieß es. „Seht doch, wie er zurückhält!"

Die Beiden, die jetzt den Andern um eine kleine Distance vorgekommen waren, näherten sich einer Mauer, die sie beinahe a tempo nahmen. — Das nächste Hinderniß war eine feste Barriere mit einem Graben dahinter. O'Brien ritt in scharfer Pace darauf los; zu seiner Linken, dicht am Sattel war der Kopf von Hellington's Stute.

Von der Tribüne war es nicht möglich, die Situation genau zu erkennen, da O'Brien's Pferd das seines Nachbarn zur Hälfte deckte. — Zwanzig Schritt vor der Barriere sah man O'Brien etwas nach rechts abbiegen; gleich darauf hob sich sein Pferd zum Sprunge; aber in demselben Augenblick machte es eine viertel Wendung nach rechts, stieß mit dem linken Vorderfuß gegen die Barriere und brach am Rande des Grabens zusammen. — Hellington flog mit hochgehobener Reitpeitsche vorüber. — O'Brien wurde aus dem Sattel geschleudert, und man sah ihn mit weit ausgestreckten Armen, mehrere Schritte vor seinem Pferde auf das Gesicht fallen. Er erhob sich jedoch wieder und lief auf sein Pferd zu, das er am Zügel packte, und das sich nun mühsam aus dem Graben emporarbeitete. — O'Brien sprang in den Sattel und ritt unter dem

Zujauchzen der Tribünen weiter; aber die andern Pferde hatten ihn weit überholt; Capitän Glenarm führte; Hellington, dessen Pferd unruhig geworden zu sein schien und schlecht ging, war Vierter geworden; man näherte sich dem Ziele, und O'Brien, der auf die Hoffnung zu siegen verzichten mußte, ritt, nachdem er das letzte Hinderniß genommen hatte, in kurzem Galopp am Pfosten vorüber und kehrte dann im Schritt nach dem Sattelplatz zurück. Dort erklärte er, nachdem er gewogen worden war, Hellington habe ihn angeritten; zur Bestätigung seiner Aussage berief er sich auf das Zeugniß aller derjenigen Herren, die, hinter ihm, Augenzeugen des Vorfalls gewesen sein mußten.

Die Beiden wurden darauf ins Zimmer citirt, in dem sich der Vorstand versammelt hatte. O'Brien wiederholte seine Aussage; Hellington antwortete, er stelle nicht in Abrede, daß er O'Brien gedrängt habe; er könne aber nichts dafür. Sein Pferd sei gegen seinen Willen nach rechts gegangen. Es sei ein sehr capriciöses Thier; Jedermann, der es einigermaßen kenne, werde dies bekräftigen.

Die Zeugen bestärkten jedoch den Vorstand mehr und mehr in der Annahme, daß Hellington seinen Nachbar geflissentlich angeritten habe. Capitän Glenarm's Aussage war geradezu vernichtend für Hellington. —

Er erklärte, Hellington habe, nach seiner festen Ueberzeugung, das Rennen in der Hand gehabt; er wisse absolut keine Erklärung dafür, daß er Vierter angekommen sei.

„Hellington hätte“, fuhr Glenarm fort, „jeden Augenblick die Führung nehmen können; aber es war, als ob er an O'Brien klebte. Dicht vor der Barriere hielt dieser scharf nach rechts hinüber. Ich vermuthe, er that es, um Raum zu haben. Nach meiner aufrichtigen Ueberzeugung war Hellington zu der Zeit vollständig Herr seines Pferdes, das ruhig und stark ging. Ich kann mir nicht vorstellen, daß es ihm bei seiner notorischen Sicherheit und Ruhe nicht ein Leichtes gewesen wäre, die Barriere drei bis vier Schritte links von O'Brien zu nehmen. Dieser befand sich im Augenblick des Sprunges auf der äußersten Rechten der Bahn; Hellington dagegen hatte zu seiner Linken den ganzen Weg frei, da ich, der ich Dritter ritt, in dem Augenblick mehrere Pferdelängen hinter ihm war. — Ich kann nicht positiv behaupten, Lieutenant Hellington habe den Lieutenant O'Brien absichtlich angeritten, aber, wenn er dies nicht gethan, so hat er ohne besonnenes Urtheil, unvorsichtig und schlecht geritten.“

Hellington sollte schlecht geritten haben! Kein Mensch glaubte daran. — Das Rennen wurde dem

Capitän Glenarm zugesprochen; der Vorstand enthielt sich jeder Meinungsäußerung über Lieutenant Hellington's Betragen; im Publikum erklärte man sich mit großer Entrüstung gegen ihn.

Am Abend desselben Tages begab sich Herr Donegha, der Major des Regiments, zu Lieutenant Hellington, um ihm im Auftrage des Renn-Club-Vorstandes den freundschaftlichen Rath zu ertheilen, aus dem Jockey-Club von Limerick auszutreten. Hellington verstand sehr wohl, daß der Rath gleichbedeutend mit einem Befehle sei, und schrieb, ohne sich nöthigen zu lassen, den verlangten Brief.

Donegha, ein Vollblut-Irländer, ein äußerst gutmüthiger, leichtlebiger Mensch, ein enthusiastischer Bewunderer der Reitkunst, und in Bezug auf Türfmoral von einer Nachsicht, die beinah schon über das äußerst Erlaubte hinausging, wollte dem unglücklichen, jungen Mann, der mit zusammengepreßten Lippen, finster blickend vor ihm stand, etwas Tröstliches sagen. Er streckte ihm die Hand entgegen und sichtlich bewegt murmelte er:

„Es thut mir furchtbar leid, Hellington, daß Ihnen dies zugestoßen ist."

Hellington aber, als bemerke er Donegha's Hand

gar nicht, biß die scharfen, kleinen Zähne noch fester zusammen und sagte leise:

„Hören Sie, was ich sage, Major Donegha: es wird Andern auch noch leid thun.“

Vorläufig sollte Hellington aber allein bereuen, daß er sich in blinder Wuth, wie ein „Blackguard“ benommen hatte; denn am folgenden Tage trat ein Ehrengericht, aus Officieren der Garnison bestehend, zusammen und entschied nach kurzer Berathung, daß ein Officier, der wegen einer einem Gentleman nicht ziemenden Handlung von dem Vorstand des Clubs aufgefordert worden sei, seine Entlassung einzureichen, nicht ferner die Ehre haben könne, in einem Regiment Ihrer Majestät der Königin fortzudienen, und daß Lieutenant Hellington, um einen öffentlichen Scandal zu vermeiden, aufgefordert werden sollte, freiwillig seinen Abschied zu nehmen.

Man war zunächst nicht ganz einig darüber, auf welche Weise das Verdict des Ehrengerichts dem Lieutenant Hellington mitzutheilen sei. Schließlich siegte die mildere Auffassung, wonach ein Kamerad Hellington's diesen vertraulich von dem Vorgefallenen in Kenntniß setzen sollte.

Hellington nahm den Bericht darüber mit scheinbarer Ruhe auf und sagte:

„Ich wußte, daß es so kommen würde. Ich stand zu Vielen im Wege. Nun ist die Bahn frei für den zweitbesten Mann. — Hier, nehmen Sie mein Entlassungsgesuch gefälligst gleich mit sich, und vergessen Sie nicht zu erwähnen, daß es geschrieben und versiegelt auf meinem Pulte lag, als Sie zu mir kamen."

Hellington bereitete sich noch an demselben Tage darauf vor, Limerick zu verlassen. Jedermann — denn die Sache war Stadtgespräch geworden — hatte dies erwartet, und Hellington's Wirthin war deshalb nicht erstaunt, als dieser sie ersuchen ließ, ihm ihre Rechnung einzuhändigen. — Sodann hatte er mit seinem Groom eine Unterredung:

„Ich verlasse Limerick morgen früh", sagte er diesem. Wollen Sie ein gutes Geschäft machen, so will ich Ihnen die braune Stute verkaufen. Ich gönne Ihnen den Gewinn darauf lieber als dem Händler, denn ich bin immer mit Ihnen zufrieden gewesen."

„Herr, nehmen Sie mich mit", sagte der Groom. „Ich habe Nichts, was mich hält. Ich folge Ihnen, wohin Sie gehen."

„Ich kann Sie nicht mehr gebrauchen", antwortete Hellington. „Aber seien Sie unbesorgt: Sie werden leicht einen andern Herrn finden."

„Keinen wie Sie, Herr! Keinen, der sich so auf Pferde versteht!“

„Es geht nicht; aber vielleicht treffen wir uns später einmal wieder. . . . Wollen Sie die Stute nehmen?“

„Ich kann sie nicht bezahlen, Herr. Das Thier ist, nachdem was wir aus ihm gemacht haben, zweihundert Pfund werth.“

„Und fünfzig mehr, mein guter Bursche! Aber davon spreche ich nicht. Ich habe die Stute für neunzig Pfund gekauft, und dafür sollen Sie sie haben.“

Er sann einen Augenblick nach und fügte plötzlich hinzu: „Ich will sie Ihnen schenken!“

Er winkte darauf dem Mann zu, ihn zu verlassen, und dieser, der aus Erfahrung wußte, daß sein Herr unter allen Umständen auf Gehorsam drang, kehrte sinnend nach dem Stall zurück.

Am nächsten Morgen, in aller Früh, verließ Hellington Limerick. Er ließ sein Gepäck, das übrigens nicht schwer war, in seiner alten Wohnung, sagte der Wirthin, er werde es in einigen Tagen nachkommen lassen, und reiste ab, ohne von einer lebenden Seele Abschied genommen zu haben.

Im Laufe des Tages wurde im Officiers-Casino noch viel von ihm gesprochen, und dann vergaß man

ihn. Er war: „ein Mann über Bord!“ Man hatte ihm nachgeblickt, so lange er noch auf der Oberfläche war — nun war er untergegangen! Seine ehemaligen Kameraden vermutheten, er sei nach Dublin gereist, um sich von dort nach England einzuschiffen; aber Niemand konnte mit Bestimmtheit sagen, was aus ihm geworden sei.

Eine Woche später, in tiefer Nacht, erwachte O'Brien's Bursche von einem eigenthümlichen Geräusch, das aus dem anstoßenden Zimmer, in dem sein Herr schlief, zu kommen schien. Er richtete sich verschlafen im Bette auf und vernahm nun, daß die Thür nebenan geöffnet wurde, und daß Jemand vorsichtig die Treppe hinunterschlich. Gleich darauf kreischte die Hausthür in den Angeln . . . ein schnell davon eilender Schritt in der Straße . . . und dann wurde Alles wieder still.

Der Bursche, der aus schwerem Schlaf aufgeschreckt worden war, hatte sich nur langsam Rechenschaft von dem, was er hörte, abgelegt. In dem Zimmer war es finster. Er tastete nach den Streichhölzern, die vor seinem Bette standen, — aber plötzlich blieb er athemlos, unbeweglich sitzen. Aus dem Nebengemach drang ein tiefes, entsetzliches Stöhnen an sein Ohr. — Er sprang auf und lief halbnackt in das Zimmer seines

Herrn. Auch dort war es finster — und vom Bette her ertönte das schauerliche Röcheln, das ihn erschreckt hatte.

„Herr Lieutenant.“

Keine Antwort.

„Lieutenant O'Brien, mein guter Herr, um Gottes Willen sprechen Sie!“

Immer nur das tiefe Stöhnen und Aechzen.

Dem Burschen überlief es kalt. Er stürzte in sein Zimmer, kleidete sich in fieberhafter Hast an, und eilte die Treppe hinunter, um den Capitän Glenarm, der in demselben Hause wohnte, zu wecken.

Dieser fuhr aus tiefem Schlaf empor, als laut an sein Zimmer gepocht wurde, aber sprang mit einem Satz aus dem Bette, als er O'Brien's Burschen mit zitternder Stimme sagen hörte:

„O, Capitän, kommen Sie herauf! Man hat meinen Herrn ermordet!“

„Wer? Wer? . .“

Der Bursche wußte nicht zu antworten; er war noch immer bemüht, Licht anzuzünden. Glenarm riß ihm die Streichhölzer aus der Hand, steckte eine Kerze an, und von dem Burschen gefolgt, trat er in O'Brien's Zimmer.

Alles stand dort am gewohnten Platze; aber auf

dem Bette, das Gesicht mit Blut übergossen, verglasten Auges um sich starrend, lag mit eingeschlagenem Schädel der junge O'Brien.

Glenarm ergriff die warme Hand des tödtlich Getroffenen. Dann wandte er sich zu Inish, dem Burschen, der die Hände ringend hinter ihm stand.

„Lauf' zu Doctor Morrisson, was Du laufen kannst, mein Sohn! und sag dem ersten Policeman, dem Du begegnest, er solle hierher kommen; es sei ein Mord verübt worden. Aber vor allen Dingen schaffe den Doctor herbei! Verstehst Du?"

Glenarm's Bursche war inzwischen auch wach geworden, und wurde von seinem Herrn an Colonel Wicklow abgesandt, um dort von Dem, was er gesehen hatte und wußte, Bericht zu erstatten.

Eine Stunde später waren der Doctor, mehrere Officiere und drei Polizeibeamte im Zimmer des sterbenden O'Brien versammelt. Der Arzt hatte constatirt, daß dem Verwundeten mit einem stumpfen Instrumente, wahrscheinlich mit einem sogenannten „Life-Preserver" der Schädel zerschmettert sei.

„Er ist nicht bei Bewußtsein", sagte er, „und er wird auch nie wieder zur Besinnung kommen. Er kann möglicherweise noch einige Stunden athmen; aber das junge Leben ist unrettbar verloren."

Einer der Polizeibeamten hatte den Burschen Inish vernommen und von diesem das Wenige, was dieser wußte, in Erfahrung gebracht. Er hatte darauf seinen Kameraden mit flüsternder Stimme Instructionen ertheilt, und diese waren davongeeilt, die noch frische Spur des Mörders zu verfolgen.

Colonel Wicklow, Capitän Glenarm und zwei andere Officiere, die mit dem Oberst gekommen waren, standen mit bleichen Gesichtern rathlos da.

„Wollen Sie meine Meinung hören?“ fragte der alte Wicklow finster. Und ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr er fort: „Das hat der Schurke Hellington, und kein Anderer, gethan! O'Brien war der beliebteste Officier in meinem Regimente — Nichts ist hier berührt. Kein Dieb hat die Schandthat verübt: sie ist ein Werk heimtückischer Rache!“

„Was sagten Sie, Herr Oberst? Hätten Sie die Güte zu wiederholen?“

Die Worte waren von einem großen, knochigen Mann in Civilkleidern ausgesprochen, der unbemerkt in das Zimmer getreten war.

„Polizei-Inspector Hudson ist mein Name“, fügte dieser hinzu, einen fragenden Blick des Colonel beantwortend.

Noch ehe der Tag graute, war Hellington's Signalement nach allen Häfen von Irland, Schottland und England telegraphisch mitgetheilt worden. In Limerick selbst sprach man an jenem Tage kaum von etwas Anderem, als von der Ermordung O'Briens. Niemand bezweifelte, daß es der Polizei gelingen werde, des Mörders habhaft zu werden, und eine Volksmasse versammelte sich vor dem Central-Telegraphen-Bureau, gewärtig, jeden Augenblick zu erfahren, Hellington sei gefunden — aber der Telegraph schwieg. Das Volk verlief sich, und auch am nächsten Morgen brachten die Zeitungen keine Nachrichten von der Gefangennahme des Mörders. Es hieß in der Stadt, die Polizei habe den Zeitungen Schweigen auferlegt, damit das Werk der Verfolgung nicht durch irgend eine Indiscretion der Presse erschwert werde. Wie dem auch sei, man erfuhr Nichts von Hellington; — man wußte nur, daß man ihn vergeblich suche. — Die Beweise seiner Schuld häuften sich indessen mehr und mehr. Man entdeckte das Haus, in dem er in Dublin, nachdem er Limerick verlassen, mehrere Tage unter seinem richtigen Namen gewohnt hatte. Es wurde festgestellt, daß Hellington am Abend vor dem Morde Dublin verlassen hatte und nicht wieder dorthin zurückgekehrt war; mehrere Eisenbahnbeamte endlich der

Linie „Dublin-Limerick" hatten einen Reisenden bemerkt, auf den Hellington's Signalement zu passen schien. Der Umstand, daß dieser seit der Ermordung O'Brien's spurlos verschwunden, und daß der an ihn gerichtete öffentliche Aufruf, sich zu gestellen, ohne Antwort geblieben war, genügte übrigens, um selbst im Geiste Unparteiischer den auf Hellington ruhenden, schweren Verdacht zur Gewißheit zu steigern. Aber der Mörder war und blieb verschwunden! Die „Times" brachte einen Leitartikel über ihn; in allen Blättern las man unter der Ueberschrift „Der Mord von Limerick" ausführliche biographische Notizen über den ehemaligen Lieutenant Hellington; die „Illustrated London News" veröffentlichten sein Bild nach einer Photographie, die man bei dem Groom gefunden hatte. — Alles vergebens! Die Frage nach dem Verfolgten klang über die ganze Erde; aber aus keinem Winkel kam Antwort zurück.

Einmal glaubte man, eine richtige Spur gefunden zu haben: In einem kleinen Fischerdorfe auf der Westküste, an zehn Stunden nordwestlich von Limerick, war in der Nacht nach dem Morde ein Boot und zwei Ruder abhanden gekommen. Viele Wochen später wurde man eines Fischers habhaft, der mit seiner Familie auf der kleinsten der Aran-Inseln, auf der

Westküste von Irland, in einem halb verwilderten Zustande lebte. — Dieser sagte aus, vor langer Zeit, er wisse den Tag nicht mehr, sei eines Morgens ein fremder Mann bei ihm erschienen, und habe ihm den wenigen Proviant, der grade in seinem Besitz war, einen kleinen Mast und ein altes Segel abgekauft. Er habe dafür mit englischem Gelde reichlich bezahlt und sei dann mit dem Boote, in dem er gekommen, verschwunden. Am nächsten Tage seien mehrere Schiffe, Kurs nach Westen, vorbeigesegelt. Es sei wohl möglich, daß der Mann im Boote von einem derselben aufgenommen worden sei. Wie der Fremde ausgesehen habe, darüber wußte der Fischer wenig zu sagen. — „War er jung gewesen?" — „Ja!" — Groß oder klein?" — „Nicht groß und nicht klein." — „Schwarz oder blond?" — Das wußte der Fischer nicht mehr. „Der Mann sah wild und verzweifelt aus; er flößte mir Furcht ein, und ich war froh, als er wieder gegangen war."

Lloyd's, Veritas' und andere Schiffsregister wurden darauf sorgfältig von sachverständigen Leuten geprüft. Man stellte, soweit man es vermochte, fest, welche Schiffe an den ersten Tagen nach dem Morde möglicherweise in Sicht der kleinen Aran-Insel erschienen waren, und man telegraphirte an die verschiedenen Bestimmungshäfen dieser Schiffe. — Erfolglos! —

Hellington war und blieb verschollen. — Seitdem sind fünf Jahre verflossen. Der arme O'Brien ist vergessen; und von Hellington hat man nie wieder Etwas gehört."

Der Erzähler schwieg. — Eine tiefe Pause trat ein.

„Er wird ertrunken sein", sagte Macdean endlich.

„Das ist sehr wohl möglich", antwortete Daniel Ashbourne.

„Wenn er noch lebt, so wird er auch gefunden werden", versicherte Thomas Ashbourne. „Es gibt keinen Raum in der Welt für Jemand, der seinen Platz darin verloren hat."

Es war spät geworden. Niemand schien aufgelegt, sich mit dem unermüdlichen Herausgeber der „Sonne" in eine neue Discussion einzulassen, und die Gesellschaft trennte sich schweigsamer als dies gewöhnlich der Fall war.

VII.

Dr. Wilkins hatte keine ausgedehnte Praxis, denn der Gesundheitszustand der jungen fremden Gemeinde ließ wenig zu wünschen übrig; seine Patienten konnten sich deshalb auch rühmen, mit großer Sorgfalt gepflegt und auf das regelmäßigste besucht zu werden. Jervis hatte, seitdem er sich krank gemeldet, täglich zum mindesten ein Mal die Visite des Arztes empfangen.

An dem Tage nach dem Essen bei Macdean, wo der ältere Ashbourne die Geschichte des verschollenen Hellington erzählt hatte, erschien Wilkins zur gewöhnlichen Stunde, um zehn Uhr Morgens, bei Jervis, und nachdem er sich gewissenhaft nach dem Befinden seines Patienten erkundigt hatte, zündete er einen Manilla-Cheroot an, bat um ein Glas „Soda und Brandy", und machte es sich sodann auf der kühlen Veranda bequem, indem er sich behaglich in einer dort angebrachten Hängematte ausstreckte.

„Nun wäre ich mit meinem Tagewerke fertig“, sagte er gähnend. „Ein Klima wie das dieser gesegneten Hafenstadt habe ich mir nie träumen lassen! Kein Mensch will krank werden! Lebensversicherungsgesellschaften sollten Agenten nach Yokohama schicken; Aerzte machen hier traurige Geschäfte. Gestern Abend haben wir wieder bis drei Uhr Morgens zusammengesessen, und als ich heute früh ausging, begegnete ich den beiden Ashbournes und Gilmore, die schon von einem langen Spazierritt zurückkamen und die so vergnügt und munter aussahen, als hätten sie ihre vorschriftsmäßigen sieben Stunden Schlaf gehabt.“

„Bis drei Uhr waren Sie bei Macdean? — Wer hat gewonnen?“

„Wir haben gar nicht gespielt.“

„Und was haben Sie während der ganzen Nacht angefangen?“

„Dem ältesten Ashbourne zugehört, der uns Mordgeschichten aus Irland erzählt hat.“

Jervis antwortete nicht. Er saß auf einem Bambussessel, der niedriger war als die Hängematte und etwas hinter dieser stand, so daß der Doctor sein Gesicht nur sehen konnte, wenn er sich halb nach ihm umwandte.

Wilkins wartete eine Minute, um aufgefordert zu

werden, die „Mordgeschichte“ zu erzählen. Als Jervis schwieg, begann der redselige Doctor aus freien Stücken. Er sprach nicht so ausführlich wie Ashbourne es gethan hatte, doch erwähnte er alle Hauptpunkte der Erzählung. — Jervis unterbrach ihn mit keiner Silbe; Wilkins war angenehm berührt durch die geduldige Aufmerksamkeit seines Zuhörers.

„Also Herr Ashbourne kannte den Mann persönlich?“ fragte Jervis leise, als Wilkins endlich schwieg.

„Kannte ihn? — Wie ich Sie kenne; hatte ihn hundert Male gesehen“, antwortete Wilkins, sich umwendend, um dem Frager in's Gesicht zu sehen. „Halloh!“ fuhr er fort, sich emporrichtend, „was fehlt Ihnen?“

„Mir fehlt absolut Nichts.“

Aber Wilkins war darauf bedacht, seinen Doctorpflichten getreulichst zu genügen, und die Antwort seines Patienten befriedigte ihn nicht. Er erhob sich, befühlte Puls und Stirn des Kranken, ließ ihn ein Brausepulver einnehmen und entfernte sich erst, als Jervis den Wunsch geäußert hatte, sich niederzulegen, um zu schlafen.

„Legen Sie sich in die Hängematte“, verordnete Wilkins; „da haben Sie kühle und frische Luft. Ich

werde vor dem Essen noch einmal vorkommen. Gute Besserung!"

Als Wilkins gegangen war, blieb Jervis eine lange Weile unbeweglich sitzen, die sonst so unruhigen Augen starr zu Boden gerichtet. Dann athmete er tief auf, strich mit der Hand die Schweißtropfen fort, die auf seiner Stirn perlten, erhob sich schwerfällig und ging in sein Zimmer. Dort fand ihn Wilkins, als er gegen sechs Uhr wiederkam. Jervis mußte sich einer neuen, sorgfältigen ärztlichen Prüfung unterwerfen. Nachdem dieselbe beendet war, sagte Wilkins, er werde in einer halben Stunde sechs Pulver schicken, von denen der Kranke zwei sofort, zwei vor dem Schlafengehen und zwei morgen früh nehmen sollte. Er wiederholte diese Verordnung verschiedene Male, als ob es höchst wichtig sei, sie genau zu befolgen, und Jervis antwortete sehr ernst und nachdenklich: „Ja wohl, Doctor, ja wohl!"

Die Pülverchen wurden pünktlich gebracht; aber Jervis rührte sie nicht an. Er setzte sich um sieben Uhr zu Tische, aß wenig und zog sich später wieder auf sein Zimmer zurück, wo er allein blieb. Als der Diener Licht brachte, hieß er es ihn wieder hinaustragen und befahl, auch den Salon dunkel zu lassen, da die Mosquitos ihn gestern Abend incommodirt hätten.

Im Nachbarhause, bei Ashbourne, waren die Zimmer wie gewöhnlich hell erleuchtet, und von Jervis' Veranda aus konnte man deutlich sehen, was dort vorging. Der Kranke schien sich lebhaft dafür zu interessiren, denn er hatte ein Opernglas vor den Augen und blickte unverwandt hinüber. — Die beiden Brüder waren allein, und unterhielten sich längere Zeit mit einander. Gegen neun Uhr setzte sich Thomas an ein Pult und begann zu schreiben, worauf Daniel seinen Hut nahm und, von einem japanischen Diener gefolgt, das Haus verließ.

Am nächsten Morgen erschien Wilkins wieder bei Jervis. Dieser sah matt und niedergeschlagen aus. Wilkins, um ihn zu zerstreuen, erzählte, es sei gestern Abend im Club sehr heiter zugegangen. Dan Ashbourne sei ein frischer, liebenswürdiger Mensch und habe die Gesellschaft stundenlang durch seine Geschichten aus Irland unterhalten und erheitert.

„Und was sagt Thomas Ashbourne dazu, wenn ein Anderer als er so lange das Wort nimmt?" fragte Jervis.

„Tom hatte für „die Sonne" zu arbeiten, und Dan war allein gekommen. Wir haben uns Alle gefreut, ihn zu sehen; ich bin überzeugt, er wird Ihnen auch gefallen; übrigens wünscht er sehr, Ihre Bekannt-

schaft zu machen, denn er ist ein richtiger Irländer und interessirt sich lebhaft für Sie, seitdem man ihm gesagt hat, Sie seien der beste Reiter im ‚Settlement.‘ — Wenn Sie es wünschen, bringe ich ihn morgen hierher und stelle ihn vor.“

„Nein, lieber nicht“, antwortete Jervis ruhig. „Ich fühle mich in diesem Augenblick nicht wohl genug, um mit Vergnügen eine neue Bekanntschaft zu machen. Ich werde hoffentlich bald wieder ausgehen können, und dann wird sich die Vorstellung ganz von selbst ergeben.“

„Wie Sie wollen“, sagte der nachgiebige Doctor. Nach einer Pause setzte er hinzu: „Wenn Sie heute Abend aufgelegt sein sollten, einen kleinen Spaziergang zu machen, so würde ich Sie mit Vergnügen abholen. Ich habe nämlich Dan Ashbourne versprochen, ihn in die Geheimnisse des Yankiro einzuweihen, weil ein Fremder dies besser kann als der eigene Bruder; wir haben uns um neun Uhr Rendezvous nebenan gegeben; da könnte ich Sie von der Veranda aus rufen.“

„Nein, ich danke vielmals. Ein anderes Mal, Doctor.“

Als Wilkins sich entfernt hatte, ging Jervis lange Zeit in tiefen Gedanken versunken auf der Veranda auf und ab. Einer seiner Diener näherte sich ihm

dort, um eine Bestellung auszurichten; aber er schrak vor dem wilden, finstern Ausdruck des Gesichts seines Herrn zurück, und entfernte sich auf den Fußspitzen ohne gewagt zu haben, zu sprechen.

Nach einer halben Stunde ließ Jervis den Portier rufen, und beauftragte ihn, nach Yedo zu gehen, um dort verschiedene kleine Einkäufe für ihn zu machen. Der Momban bemerkte, es sei schon spät am Tage; es werde ihm unmöglich sein, bis zur Nacht auf seinen Posten zurückzukehren; Jervis entgegnete, es genüge, wenn er am nächsten Tage wieder in Yokohama sei; bis dahin werde sich das Haus ohne ihn behelfen.

Dem Portier kam es sehr gelegen, einen freien Tag in Yedo zu seiner Verfügung zu haben; und eine halbe Stunde nachdem er Jervis' Befehle erhalten hatte, nahm er reisefertig von seinem Herrn Abschied.

Als es dunkel wurde, ließ Jervis seinen chinesischen Comprador, den ersten Diener des Hauses, zu sich bescheiden, und sagte diesem:

„Der Momban ist heute Nacht nicht hier. Achten Sie darauf, daß um zehn Uhr alle Lichter im Hause und im Stall ausgelöscht seien. Es könnte sonst leicht ein Unglück passiren. Die Leute sind unvorsichtig mit Feuer."

Der Comprador versicherte, er werde selbst nachsehen, daß der Befehl pünktlich ausgeführt werde.

Um neun Uhr saß Jervis auf der dunkeln Veranda und blickte, wie am vorhergehenden Abend, unverwandt nach dem hellerleuchteten Nachbarhause hinüber. In einem der Zimmer dort befanden sich drei Personen: die beiden Brüder Ashbourne und Dr. Wilkins. — Gegen halb zehn Uhr setzte sich Thomas Ashbourne an seinen Arbeitstisch, und die beiden Andern entfernten sich. Jervis hörte sie sprechend an seinem Hause vorübergehen und sah sie, von zwei Dienern gefolgt, den Weg betreten, der über das Moor zum Yankiro führte. — Das Geräusch der Schritte verhallte schnell auf dem weichen Boden; eine kurze Weile sah Jervis die beiden Laternen; dann verschwanden auch diese in der schwülen Nacht und es wurde unheimlich, still und öde. — Der Himmel war schwarz; die Meeresbrandung toste dumpf und drohend wie vor einem nahen Gewitter. — Der Comprador hatte die befohlene Runde gemacht. — Nirgends in dem Hause, in dem Jervis schnell athmend auf der Veranda stand und aufmerksam auf jedes Geräusch lauschte und dann wieder in die Nacht hinausspähte, war ein Lichtfunken zu entdecken. Haus und Hof lagen in schwarzer Nacht wie begraben.

* * *

Gegen Mitternacht traten vier Männer, zwei Europäer und zwei Eingeborene, aus dem Yankiro und machten sich von dort langsam auf den Weg nach Yokohama. — Die Diener gingen voran, um den schmalen, unebenen Pfad mit den Laternen, die sie trugen, zu beleuchten. — Die beiden Europäer unterhielten sich lebhaft; oder vielmehr der Eine sprach mit großem Eifer, während der Andere aufmerksam zuhörte und seinen Begleiter nur von Zeit zu Zeit durch eine Frage unterbrach.

Sie waren in der Mitte des Moors angelangt, als der Sprechende sich plötzlich schnell umwandte. Er gewahrte eine dunkle, springende Masse, hörte im selben Augenblick einen dumpfen Schlag, vernahm einen kurzen entsetzlichen Schrei und sah seinen Genossen zusammenbrechen, wild mit den Armen um sich schlagen, vier Schritte vorwärts taumeln und auf das Gesicht zur Erde fallen.

„Mörder! Hilfe!“

Die beiden Diener sprangen herbei und hielten die Laternen in die Höhe. Dreißig Schritt von ihnen flog eine Gestalt über das Moor.

Ein . . zwei Revolverschüsse in kurz aufeinander folgenden Zwischenräumen! . . . Die Gestalt stürmte

ungehindert weiter — und war in der Dunkelheit verschwunden.

* * *

Thomas Ashbourne, der bei offenen Thüren und Fenstern arbeitend an seinem Tische saß, fuhr erschreckt in die Höhe. Er hatte einen furchtbaren Schrei gehört. Nun erscholl deutlich durch die stille Nacht der Ruf: „Mörder! Hilfe!“ und gleich darauf krachten zwei Schüsse.

Ashbourne lief auf die Veranda und erblickte Laternen, die zunächst unruhig innerhalb einer kleinen Fläche hin- und herschwebten und dann unbeweglich blieben. In wenigen Secunden war Thomas im Freien und jagte dem Platze zu, wo die Laternen standen.

Auf der Erde lag ein Mensch mit einer weitklaffenden Wunde im Rücken, daneben kniete Wilkins und standen die beiden Diener.

„Man hat ihn ermordet!“ sagte Wilkins, das bleiche, entsetzte Gesicht erhebend.

Der Gefallene, um den sich eine große Blutlache gebildet hatte, rührte sich nicht.

„Was soll ich thun, Doctor?“ schrie Thomas Ashbourne. „Um Gotteswillen helfen Sie — Oh Dan, mein Bruder!“

Lindau, Die kleine Welt.

Bayerische Staats-Bibliothek München

Bayerische Staatsbibliothek München

Er kniete nieder und ergriff eine erkaltende Hand, die sich in den feuchten, schweren Boden eingekrallt hatte. Wilkins antwortete nicht. Der Hieb, wie mit einer Fleischer-Axt geführt, hatte den Rücken von der linken, zerhackten Schulter bis zur Mitte des Rückgrats gespalten. Rettung war unmöglich. Der Ermordete lag bereits im Sterben. Ein leises Pfeifen, Gurgeln und Zischen, ein dumpfes Röcheln drang aus seiner Brust; es zuckte in den Gliedern; dann streckten sie sich zum letzten Male und lagen reglos.

VIII.

Sämmtliche Mitglieder der englischen Gemeinde, mit nur wenigen Ausnahmen, waren in dem geräumigen Gerichtssaale des englischen Consulats von Yokohama versammelt. Dort tagte nämlich unter dem Vorsitz des Herrn Mitchell ein Gerichtshof, um „in Sachen der Ermordung des Advocaten Daniel Ashbourne aus Limerick in Irland" eine öffentliche Untersuchung anzustellen. — Die Zeugen, soweit man dieselben ermittelt hatte, warteten, unter Aufsicht eines Beamten, in einem abgesonderten Zimmer. Es waren die Herren Dr. Wilkins, James Jervis, Walther Macdean, Arthur Gilmore und der chinesische Comprador des Herrn James Jervis.

Herrn Thomas Ashbourne, dem Bruder des Ermordeten, und dem Diener Patrick Inish war es aus Rücksichten der Menschlichkeit gestattet worden, bei verschlossenen Thüren vernommen zu werden. Consul

Mitchell hatte ihre Aussagen jedoch gleich nach Beginn der öffentlichen Sitzung verlesen. Es ging daraus hervor, daß Herr Daniel Ashbourne in keinerlei Conflict mit irgend einem Japaner gerathen war, so daß der Gedanke, der Mord könne möglicherweise ein Werk persönlicher Rache sein, von vorn herein ausgeschlossen wurde.

Dr. Wilkins, der Hauptzeuge, sagte, nach einer ausführlichen Erzählung des Vorfalls auf dem Moore, in Beantwortung der von dem Gerichtshof an ihn gerichteten Fragen, aus, Daniel Ashbourne's Benehmen, den Bewohnern des Yankiro gegenüber, sei ruhig und wohlwollend gewesen; er, Wilkins, könne positiv behaupten, daß der Ermordete im Yankiro weder Mann noch Weib Grund zur Erbitterung gegen ihn gegeben habe.

Wie erklärte Dr. Wilkins, daß weder er, noch Daniel Ashbourne, noch die Diener das Nahen des Mörders bemerkt zu haben schienen?

„Die Nacht war dunkel. Die Laternen erhellten nur die kurze Strecke Weges zwischen den voranschreitenden Dienern und uns. Der Mörder konnte sich hinter unserm Rücken an uns heranschleichen, ohne gesehen zu werden. — Ich unterhielt mich vollständig sorglos mit Herrn Ashbourne; auch die Diener vor

uns sprachen halblaut unter einander. Ich könnte mir erklären, daß wir ein leichtes Geräusch überhört haben würden. Bei dem weichen Boden des Moors und da man festgestellt hat, daß der Mörder auf Sandalen ging, ist es aber wahrscheinlich, daß er sich uns lautlos genähert hat. Das kleine Geräusch, welches mich plötzlich aufmerksam machte, ist ‚meines Erachtens' beim Ausholen zum Hieb durch die Bewegung des Gewandes, welches der Mörder trug, verursacht worden."

„Was haben Sie von dem Fliehenden gesehen?"

„Es war ein Mann, der wie ein Hirsch in mächtigen Sätzen davonsprang und im Nu in der Nacht verschwunden war. Ich hatte keine Zeit auf ihn zu zielen, obgleich ich den Revolver in der Hand bereit trug, und ich mußte ihm auf's Gerathewohl nachfeuern. — Er lief in der Richtung nach der japanischen Stadt. Er trug das gewöhnliche, lange japanische Kleid dunkler Farbe und schien mir, für einen Eingeborenen, groß zu sein. Ich wäre demnach geneigt, ihn für einen S'mo (Athleten) zu halten."

„Und Sie sagen, Dr. Wilkens, daß der Mörder sich eines japanischen Schwertes bedient habe?"

„Unzweifelhaft! Es gibt heutzutage gar keine europäische Waffe, mit der ein Hieb von der Wucht

des Schlages, der Daniel Ashbourne zu Boden streckte, geführt werden könnte."

„Haben Sie noch etwas hinzuzufügen?"

„Nein, Herr Consul."

Nach Dr. Wilkins wurde Herr James Jervis in den Saal gerufen. Er war leidend, wie Dr. Wilkins im ersten Theile seiner Vernehmung zu bemerken Gelegenheit gehabt hatte, und der Gerichtshof ertheilte ihm die Erlaubniß, sich zu setzen. Herr Jervis sah in der That sehr angegriffen aus. Er beantwortete die ersten üblichen Fragen, die zur Constatirung seiner Identität an ihn gerichtet wurden, mit leiser Stimme, aber kurz und bündig und ohne jedes Zaudern.

„James Jervis, Sie schwören, die Wahrheit zu sagen, die ganze Wahrheit, nichts als die Wahrheit?"

„So wahr mir Gott helfe!".

„Küssen Sie die Bibel!"

Jervis gehorchte.

„Was wissen Sie", fuhr Herr Mitchell fort, „die Ermordung Daniel Ashbourne's betreffend?"

„Ich schlief, als ich durch Rufen und Schreien, das ich aber nur undeutlich vernahm, geweckt und gleich darauf durch zwei schnell hintereinander abgefeuerte Pistolenschüsse vollständig wach gemacht wurde. Ich trat an das Fenster und erblickte grade vor mir,

ungefähr in der Mitte des Moors, mehrere Laternen. Ich kleidete mich darauf schnell an. Da ich mich sehr unwohl fühlte und nicht ahnte, daß ein so großes Unglück vorgefallen sei, so weckte ich den Groom, als den schnellsten unter meinen Leuten, und befahl ihm, nach der Stelle zu laufen, wo die Laternen standen, und mir sofort Bericht von Dem zu erstatten, was er gesehen habe. Der Mann war verschlafen; es dauerte mehrere Minuten, ehe ich ihn das Haus verlassen sah. — Die andern Diener waren mittlerweile ebenfalls wach geworden, und mein Comprador hatte sich zu mir auf die Veranda gesellt. — Da erblickten wir in geringer Entfernung einen Mann, der in schnellstem Laufe vorbeischoß. Er lief in der Richtung von der japanischen Stadt nach den Hügeln. Wir konnten ihn nur eine Secunde sehen: währenddem er das schmale Lichtfeld, das vor dem Hause lag, durchschritt. Es war ein Japaner oder ein Chinese; es war kein Europäer; das konnte ich, selbst während des kurzen Augenblickes, in dem ich ihn sah, an seinen Gewändern erkennen. — Ich rief meinen zweiten Groom und befahl ihm, dem Fliehenden so schnell er konnte nachzulaufen. Ich versprach ihm ein reichliches Geldgeschenk, wenn er mir berichten könnte, was aus dem Mann geworden sei. — Der Betto war eine halbe Minute später auf der

Fährte des Flüchtigen; aber nach einer Viertelstunde kehrte er athemlos zurück und sagte, er sei bis nach Homura (ein Dorf in der Nähe von Yokohama) gelaufen, ohne ein lebendes Wesen zu erblicken. Bald darauf kam auch mein erster Groom zurück und brachte mir die Nachricht von der Ermordung meines Nachbarn. Er hatte geholfen, die Leiche nach dem Hause des Herrn Thomas Ashbourne zu tragen. — Das ist Alles, was ich von dem Vorfalle weiß."

Der anwesende chinesische Comprador des Herrn Jervis, der, da er den Zeugeneid nicht leisten konnte, einfach „zur besseren Information des Gerichtshofes" vernommen wurde, bestätigte die von seinem Herrn gemachten Aussagen. Ueber das Aussehen des Mannes, der am Hause vorbeigeeilt war, konnte er so gut wie nichts sagen: „Es flog etwas vorbei wie ein Schatten; ich erkannte nicht einmal, daß es ein Mensch war; in demselben Augenblicke, in dem Herr Jervis mich darauf aufmerksam machte, war es auch schon verschwunden; man hörte seine Schritte nicht."

Herr Macdean, Ashbourne's zweiter Nachbar, trug ebenfalls nur wenig zur Aufklärung des Gerichtshofes bei. Er war durch den Lärm auf dem Moor aufgeweckt worden, hatte sich schnell angekleidet und war auf die Laternen zugelaufen. Dort hatte er Dr. Wilkins,

Herrn Thomas Ashbourne und zwei japanische Diener angetroffen. Bald darauf war der Betto des Herrn Jervis dazu gekommen, und alle zusammen hatten sie die Leiche Daniel Ashbourne's nach dessen Wohnung getragen. Der fliehende Mörder war ihm nicht zu Gesicht gekommen; aber er erinnerte sich nun, von seinem Zimmer aus ein Geräusch vernommen zu haben, wie wenn Jemand über eine Bretterwand klimme. Er hatte in dem Augenblick nicht darauf geachtet, da er bedacht gewesen war, so schnell wie möglich auf das Moor zu gelangen.

Herr Gilmore endlich sagte aus, er habe den englischen Club wenige Minuten vor zwölf Uhr verlassen, um nach Hause zu gehen. Beim Einbiegen in eine Seitenstraße sei er von einem Japaner beinah umgerannt worden. Er habe geglaubt, man wolle ihn anfallen, aber der Mann sei mit einem Satze auf die andere Seite der Straße gesprungen, und gleich darauf verschwunden. Es sei ein großer, schlanker Mann gewesen; das Gesicht habe er nicht sehen können, da dasselbe, nach japanischer Sitte, mit einem Tuche bis auf die Augen verhüllt gewesen sei.

Dies schloß die Vernehmungen. Der Gerichtshof zog sich zurück, erschien nach einer viertel Stunde wieder und erklärte, „daß nach den übereinstimmenden Aus-

sagen aller vernommenen Zeugen, Daniel Ashbourne aus Limerick in Irland, in der Nacht vom 12. zum 13. Juni, gegen zwölf Uhr, auf dem Moor von Yokohama, von einem Unbekannten, der sich nach verübter That zunächst nach der japanischen Stadt, westlich vom Moor, gewandt, dann aber nach den Hügeln, östlich vom Moor, geflüchtet zu haben scheine, und der sich bis jetzt der Verhaftung entzogen habe, meuchlings angefallen, und mittels eines scharfen und schweren Instruments, wahrscheinlich eines japanischen Schwertes, ermordet worden sei."

IX.

Daniel Ashbourne wurde am nächstfolgenden Tage in aller Frühe beerdigt. Sämmtliche Mitglieder der englischen Gemeinde und auch viele Deutsche und Amerikaner hatten sich zum Begräbniß eingefunden. — Als erster Leidtragender, unmittelbar hinter dem Sarge, schritt, gebeugten Hauptes, der unglückliche Bruder des Ermordeten; ihm zur Seite der Diener Patrick Inish. Dann folgten in langer Reihe die Mitglieder der fremden Gemeinde.

Jervis hatte am vorhergehenden Abend seinem Arzte erklärt, er fühle sich zu unwohl, um der Beerdigung beiwohnen zu können; Wilkins war der Meinung gewesen, sein Patient werde wohlthun, sich nicht von der Feierlichkeit auszuschließen. „Man hat Sie gestern im Consulate gesehen, und man weiß, daß Sie ausgehen können; man würde allerhand unfreundliche Commentare über Ihr Fortbleiben machen. Folgen

Sie meinem Rathe: gehen Sie. Ich werde nicht von Ihrer Seite weichen.“ — Jervis hatte darauf nach einigem Nachdenken gesagt, er werde kommen, wenn es ihm irgend möglich sei. — Er war erschienen, und Jedermann konnte ihm wohl ansehen, daß es ihm nicht leicht wurde, den steilen Hügel, auf dessen Gipfel der Kirchhof lag, hinaufzuklimmen. Er sah bleich und verstört aus; und mehrere Male blieb er schwer athmend stehen und legte die Hand auf die Stirn, auf welcher der Schweiß perlte. Man war ihm dankbar dafür, sich aufgerafft zu haben, um Daniel Ashbourne die letzte Ehre zu erweisen, und viele seiner Genossen, die ihn seit Wochen vermieden hatten, näherten sich ihm, um ihm die Hand zu drücken und sich nach seinem Befinden zu erkundigen.

Der Kirchhof war ein wunderbar friedlicher, schöner Platz, ein Hain, der früher zu einem japanischen Tempel gehört hatte, dessen verfallene Ueberreste man in der Nähe erblickte. — Uralte Bäume erhoben sich darauf und bildeten mit ihren mächtigen Zweigen ein großes Laubdach, unter dem es geheimnißvoll schattig und still war. — Wenn man den Kirchhof, der vom Thale gesehen einer Citadelle glich, betrat, so erblickte man vor sich das Meer, links die Stadt von Yokohama und rechts die Berge vom Hakkoni mit dem das ganze Land

beherrschenden, Alles hoch übergipfelnden Krater von Fusi-yama. — Nach den genannten drei Richtungen hin fiel der Hügel steil ab; dem Meere und der Stadt zu bildete er eine fast senkrechte Mauer. Verkrüppelte Bäume und hartes Gesträuch hatten dort ihre Wurzeln in die Felsritzen geschlagen, und fette, schwarzgrüne Moosarten die ganze Wand mit einer üppigen, weichen Decke überzogen. Am Fuße des Hügels erhoben sich einige kleine Fischerhütten. — Der Steg, welcher auf der dem Meere entgegengesetzten Seite von der Ebene zum Kirchhof führte, kroch in kurzem Zickzack die steile Höhe empor. Die fremde Gemeinde von Yokohama hatte den Friedhof mit einer hohen steinernen Mauer umgeben lassen und zwei japanische Wächter angestellt, die in einer Hütte neben der Eingangsthür wohnten und die Gräber vor Entweihung bewahren sollten.

Der Sarg, in dem Daniel Ashbourne ruhte, stand nun über der offenen Gruft. Der Prediger hielt eine kurze Anrede, verlas die Gebete für die Todten und bedeutete dann durch ein Zeichen, daß die Leiche hinabgesenkt werden solle. Als dies geschehen war, traten die Anwesenden an das offene Grab, um nach altem Brauch eine Hand voll Erde auf den Sarg, „Staub zu Staub" zu streuen. Thomas Ashbourne und Patrick Inish, die dies vor den Andern gethan hatten, waren

bei Seite getreten und sodann am Rande des Grabes stehen geblieben. Ashbourne starrte trocknen Blickes auf den mit frischen Blumen und grünen Zweigen bedeckten Sarg; Inish's Augen ruhten mechanisch auf der Stelle, wo in langsamer, feierlicher Reihenfolge die Gemeindemitglieder, Einer nach dem Andern, erschienen, sich, gleichsam wie zum letzten Gruß, der Gruft zu beugten, und dann lautlos zurücktraten.

Die feierliche Procession dauerte seit mehreren Minuten inmitten einer schauerlichen Stille, die durch das dumpfe Herabrollen der Erde auf den Sarg nur noch ergreifender wurde. Man hörte kurzes, verhaltenes Schluchzen; vom Meer herauf, ganz leise und sanft, wie Pendelbewegung einer weit entfernten, ungeheuren Uhr, erscholl der regelmäßige Ruderschlag, der ein Boot an der Klippe vorbeitrieb.

Inish sah wie in einem Traume die fremden Gestalten am Grabe seines Herrn auftauchen und verschwinden. — Aber urplötzlich kam wildes Leben in seine starren Züge. Die Augen öffneten sich unnatürlich weit und folgten schaudernden Blickes einer schwankenden Gestalt, die jetzt langsam vom Grabe zurücktrat. — Inish's Brust hob und senkte sich in furchtbarer Aufregung; er öffnete den Mund; die Lippen bewegten sich krampfhaft. — Aber kein Laut entrang sich seiner

Brust. So stand er einen Augenblick, ein Bild stummen Entsetzens. Endlich, den Arm ausstreckend, und mit drohendem, zitterndem Finger auf Jervis zeigend, stammelte er kaum vernehmbar: „Hell . . . Hellington!“ Und dann, als sei er auf einmal von einem Bann erlöst, die Friedhofsruhe furchtbar unterbrechend, schrie er laut und wild: „Mörder! Mörder Hellington! Hilfe!“

Aller Augen waren eine Secunde auf Inish geheftet und folgten dann der Richtung, nach der sein zitternder Finger wies. Dort war Jemand aus dem weiten Kreise Derer, die das Grab umstanden, zurückgetreten und verschwand nun in großen Sätzen hinter den Bäumen. Die weiße, fliehende Gestalt tauchte hie und da, einem gehetzten Thiere gleich, in den Lichtungen auf, und näherte sich pfeilschnell der Mauer, an derjenigen Stelle, wo sie den Friedhof nach Yokohama hin abgrenzt.

Alle stürmten dem Fliehenden nach. Die Grabstätte war plötzlich verödet. Der Prediger allein stand dort auf den Fußspitzen und streckte den Hals aus, um die Jagd nach dem Verfolgten nicht aus den Augen zu verlieren. — Ein einziger Mann hatte sich der davoneilenden Volksmasse nicht angeschlossen, und lief der Ausgangsthür zu. Das war der Consulats-Con-

stabler, ein erprobter Londoner Polizist, der in seinem Leben schon manchen Verbrecher abgefangen, und der ruhig, inmitten der allgemeinen Aufregung, sich Rechenschaft davon abgelegt hatte, daß der Flüchtige nur auf einem Wege, auf dem, der vom Kirchhof nach Yokohama führte, entkommen könnte.

Jervis hatte einen weiten Vorsprung vor seinen Verfolgern. Jetzt war er nur noch wenige Schritte von der hohen Mauer entfernt; einer Katze gleich sprang er daran in die Höhe; seine Hände hatten den Rand berühren können und zogen ihn schnell empor. Den zehnten Theil einer Secunde saß er rittlings auf der Mauer, dann glitt er auf der andern Seite ab — und war verschwunden.

Die Nachstürmenden hatten die Stelle, wo sie ihn zuletzt einen Augenblick gesehen, bald erreicht. Einigen gelang es, die Mauer mühsam zu erklimmen. Sie blickten auf einen schmalen Steg, der um den Kirchhof zu führen schien, und unmittelbar dahinter auf den steilen, felsigen Abhang.

„Er hat sich den Hals gebrochen! — Er ist hinter einem Baum versteckt! — Er kann uns nicht entgehen!“

Consul Mitchell, seiner Pflichten eingedenk und deshalb ruhiger als die Andern, zog einige von Denen, die in seiner Nähe waren, bei Seite, und erklärte in

schnellen aber klar verständlichen Worten, Jervis werde draußen um den Kirchhof herumgelaufen sein. Der Constabler aber überwache den einzigen Weg, der nach Yokohama hinunter führe, und es sei deshalb anzurathen, über die Mauer zu steigen, sich dort in zwei Gruppen zu theilen und nach entgegengesetzten Richtungen hin die Runde um den Kirchhof zu machen. Man werde am Wege wieder zusammentreffen, und könne nicht verfehlen, vorher auf Jervis zu stoßen.

Ashbourne und Inish, die dem Consul zugehört hatten, waren die Ersten auf der andern Seite der Mauer. Die Uebrigen folgten schnell. Dann theilte sich die Gesellschaft in zwei Gruppen, von denen die eine nach rechts, unter Mitchell's Leitung, die andere nach links, von Ashbourne geführt, abzog.

Der Steg, von dem man auf schwindelnder Höhe in den Abgrund sah, war schmal. An einigen Stellen fiel der Felsen ganz senkrecht, an den anderen doch noch immer so steil ab, daß es unmöglich erschien, ein Mensch könne auf geradem Wege lebend bis zum Fuße desselben gelangt sein. Oftmals mußte man sich an der Mauer und an dem Gesträuch, das aus derselben hervorwuchs, festhalten, um besonders schwierige Stellen zu passiren; jeder unvorsichtige Schritt wäre lebensgefährlich gewesen; auch durfte kein Baum, kein Strauch,

kein Vorsprung oder Winkel, der einen Menschen hätte verbergen können, unbeachtet bleiben; und so kam es, daß trotz des furchtlosen Eifers, mit dem die jungen Leute die halsbrecherische Runde vollendet hatten, mehr denn eine Viertelstunde vergangen war, ehe sie vor der Kirchhofsthür wieder zusammentrafen.

„Nichts gefunden!“ riefen sie sich zu, sobald sie sich erblickten.

Der Policeman erklärte, auf dem Wege nach der Stadt hinunter habe sich Herr Jervis nicht blicken lassen, dafür könne er einstehen.

„Nun, so ist er vom Felsen gestürzt und wir werden ihn unten finden!“ rief Mitchell.

In schnellem Lauf ging es den Berg hinab. Man mußte einen weiten Umweg machen, um bis zu den Hütten zu gelangen, die am Fuße des Felsens standen. Endlich war man dort angelangt. Alles war leer und still. Vergeblich späten die Augen nach dem verstümmelten Körper, den man zu finden gemeint hatte.

Halbnackte Fischersleute standen in ihren offenen Häusern und blickten neugierig auf die erhitzten, aufgeregten Fremden. Einer von den Japanern begann zu sprechen, und Alles lauschte ihm:

„Herr Jervis?“ sagte er bedächtig. „Ich kenne ihn sehr wohl; oftmals sind wir bei stürmischem Wetter

weit hinausgesegelt! — Hier, vor meinem eigenen Hause habe ich ihn gesehen; vor einer halben Stunde ungefähr. Er kam den Felsen herunter. — Wie? — Das weiß ich nicht. Ich hörte Rollen von Erde und Steinen und trat vor die Thür, und da stand er plötzlich vor mir mit blutigen Händen und zerrissenen Kleidern — und im nächsten Augenblick war er verschwunden. Er lief nach Yokohama zu!“

Die Sonne brannte unbarmherzig; viele der Fremden fühlten sich vollständig ermattet und nahmen Böte, um nach der Stadt zurückzukehren. Nur Ashbourne, Jnish, Mitchell und der Policeman machten sich laufend auf den Weg nach Yokohama. Jervis' Haus war eines der ersten, an das man gelangte, wenn man vom Kirchhof kam. Der Flüchtige hatte dasselbe, ohne gesehen zu werden, betreten können, wenn er, wie dies wahrscheinlich war, anstatt durch die Straßen zu gehen, den kürzesten Weg über das zu dieser Stunde verödete, schattenlose Moor gewählt hatte.

Die Verfolger drangen in den Hof, wo Alles still und friedlich aussah. Die großen Schiebethüren und Fenster des in japanischem Stile erbauten einstöckigen Bungaloo standen weit offen, so daß man durch das ganze Haus sehen konnte. Es war leer. —

Vor der Stallthür kauerte Jervis' erster Groom, eine Pfeife rauchend. Er erhob sich schnell, als er unter den Fremden den englischen Consul erkannt hatte, und war sofort bereit, alle an ihn gerichteten Fragen nach bestem Wissen zu beantworten.

Herr Jervis, berichtete er, sei vor einiger Zeit vom Kirchhof zurückgekehrt.

„Wie lange vorher?"

„Nun, eine kleine Stunde vielleicht." Er habe unerwartet die Stallthür aufgerissen und befohlen, Tautaï zu satteln. Dann sei er in das Haus geeilt und nach wenigen Minuten mit einem kleinen Bündel, das leicht am Sattel befestigt werden konnte, zurückgekehrt. Er habe sich auf das Pferd geschwungen und sei im Galopp über das Moor, in der Richtung nach Kanagawa und Yedo davongeritten.

„Was war in dem Bündel?"

„Japanische Kleider und ein Schwert, glaube ich."

„Wie war Herr Jervis angezogen?"

„Er trug einen leichten, weißen Anzug."

„War er bewaffnet?"

„Er hatte einen Revolver und eine schwere Reitpeitsche mit einem eisernen Hammergriff."

Während Consul Mitchell zum Gouverneur von Yokohama eilte, um die polizeiliche Verfolgung des

flüchtigen Verbrechers zu veranlassen, drangen Ashbourne und seine Genossen in das Haus ein. — In dem kleinen Arbeitszimmer fanden sie einen offenen Geldschrank. Der Schlüssel war im Schloß. Der Schrank enthielt Briefe und Geschäftsbücher und eine nicht unbedeutende Summe in baarem Gelde. Auf der Matte lagen einige japanische Goldstücke. Jervis hatte augenscheinlich, selbst in der Eile der wilden Flucht, nicht vergessen, sich reichlich mit Geldmitteln zu versehen. Im Schlafzimmer waren die Schubladen einer Kommode aufgerissen; am Boden lag ein Beinkleid und ein weißer Rock: zerfetzt, arg beschmutzt und mit Blut befleckt. Die andern Zimmer schien Jervis nicht betreten zu haben.

Von der japanischen Dienerschaft war Nichts in Erfahrung zu bringen. Herr Jervis war ein gestrenger Herr, der mit seinen Leuten nur sprach, um ihnen Befehle zu ertheilen. — Man hatte ihn in das Haus treten sehen und an seinem Anzuge bemerkt, daß ihm ein Unfall zugestoßen sein müsse; aber selbst der Kammerdiener hatte nicht gewagt, ihm in das Schlafzimmer zu folgen, da Herr Jervis ein für alle Male befohlen hatte, man solle dasselbe, bei Strafe sofortiger Entlassung aus dem Dienste, nur auf sein besonderes Geheiß betreten. — Es war augenscheinlich, daß die

Leute nichts verheimlichten, und sie wurden einstweilen nicht weiter behelligt.

Die japanische Polizei bot alle ihr zur Verfügung stehenden Mittel auf, um den Flüchtling zu ergreifen; es gab jedoch derzeit in Japan weder Telegraphen noch Eisenbahnen; und Jervis hatte den Vorsprung vor seinen Verfolgern gut benutzt: in der Umgegend von Yokohama war keine Spur mehr von ihm zu entdecken.

Am dritten Tage nach der Flucht kam des Morgens der wohlbekannte Pony Tautaï reiterlos in Yokohama an. Er schien auf das äußerste ermattet und ging langsam durch die Straße; als aber einige Japaner auf ihn zuliefen, um ihn zu fangen, schlug er wüthend nach ihnen aus, schüttelte die struppige Mähne und trabte schwerfällig nach seinem Stall. Dort ließ er sich ruhig abzäumen und legte sich dann, jede Nahrung verschmähend, leise wiehernd nieder.

Es wurde den japanischen Behörden leicht, den Weg wiederzufinden, auf dem der Pony nach Yokohama gekommen war. In mehreren Dörfern hatte man das kleine, weiße Pferd gesehen und auch versucht, es einzufangen. -- Gegen Abend erreichten die Polizeibeamten, auf der gefundenen Spur, das Theehaus, in dem Jervis während der Rennzeit einmal eingetreten

war und Toilette gemacht hatte. — Die Wirthin war sichtlich befangen, als sie die Yakunin (Beamte) erblickte. Diese, wie die Sitten in Japan es damals mit sich brachten, herrschten die Frau gewaltig an und drohten, noch ehe sie Grund hatten irgend welchen Verdacht zu schöpfen, mit Gefängniß und Folter, wenn nicht sofort gestanden werde, wo Jervis verborgen sei. Die Frau warf sich demüthig auf die Kniee und erzählte in bebender Angst, was sie wußte: der Fremde, dessen Namen sie nicht einmal kannte, sei während des letzten Jahres häufig in ihr Haus gekommen. Er habe einige Male Thee getrunken und Reis und Fisch gegessen, aber gewöhnlich habe er nur nach Wasser und einem Tuche verlangt, um sich das Gesicht und die Hände zu baden. Er habe sie stets reichlich bezahlt und sei nicht wild und anspruchsvoll gewesen, wie die andern Fremden, sondern habe sich in jeder Beziehung wie ein japanischer Edelmann benommen. Vor drei Tagen sei er zu einer ungewöhnlich frühen Stunde erschienen. Er habe sein mit Schaum bedecktes Pferd nicht abgesattelt und auch nicht in den Stall geführt wie gewöhnlich, sondern es ihr zu halten gegeben. Dann sei er in das Haus getreten und nach einigen Minuten, wie ein japanischer Officier gekleidet, wieder erschienen. Er habe darauf sein Pferd bestiegen und

sei den steilen Weg hinaufgeritten, der in die Berge führt. — Als sie, nachdem er verschwunden, in das Haus zurückgetreten sei, habe sie unter einer Matte einen weißen Anzug gefunden, den sie den Herren Officieren sofort übergeben werde. Das sei in der That Alles, was sie wisse; man möge sie nicht peinigen; sie sei eine arme Frau, die im Gehorsam des Gesetzes lebe.

Die Polizeibeamten waren aber mit diesen Aussagen nicht ganz befriedigt, und die des Schlimmsten gewärtige, zitternde Frau wurde von ihnen nach Yokohama abgeführt, um dort noch einmal in Gegenwart des englischen Consuls vernommen zu werden. Ihre Aussagen trugen aber so unverkennbar den Stempel der Wahrhaftigkeit, daß Herr Mitchell selbst, nachdem er mit Ashbourne zu Rathe gegangen war, bat, man möge die Arme wieder auf freien Fuß setzen, was dann auch geschah. — Hinter dem Theehause verlor man die Spur des Flüchtigen. In keinem der umliegenden Dörfer war ein Fremder erblickt worden.

Die Nachforschungen wurden noch einige Tage fortgesetzt; dann, als man sah, daß dieselben vergeblich waren, erschlafften die Bemühungen und schliefen endlich ein. — Die englische Regierung setzte einen Preis von 500 Rios (2000 Mark) auf den Kopf des Mörders. Auch dies blieb erfolglos.

Aus der Prüfung der bei Jervis vorgefundenen Papiere ging hervor, daß er lange Zeit in Amerika gelebt hatte. Den Namen Jervis schien er vor vier Jahren angenommen zu haben. Wie er sich bis dahin seit seiner Flucht aus Limerick genannt haben mochte, konnte nicht constatirt werden. Den Paß, mit dem er in Yokohama angekommen war, hatte er, wie man feststellte, einem verwahrlosten Abenteurer, der sich in den Californischen Goldlagern umhertrieb, abgekauft oder abgenommen. Ob dieser Vagabund mit demselben Jervis, den Herr Mitchell in Singapoure gekannt hatte, identisch sei, blieb unermittelt.

Wochen vergingen, Monate schwanden dahin; die Todten werden schnell vergessen, und die Mitglieder der fremden Gemeinde würden gar nicht mehr an Daniel Ashbourne, den sie nur wenige Tage gekannt hatten, gedacht haben, wenn nicht die trauernden Gestalten von Thomas Ashbourne und Patrick Inish immer wieder daran gemahnt hätten, daß eine abscheuliche Schandthat noch nicht gesühnt sei.

X.

Um diese Zeit herrschte in ganz Japan große Aufregung. Das Inselreich, das von dem Rest der Welt abgeschlossen, sich in selbständiger, eigenthümlicher Weise entwickelt hatte, war plötzlich von den Fremden heimgesucht und gewissermaßen in Besitz genommen worden. Die Regierungspartei duldete die Eindringlinge, da sie weise genug war, um einzusehen, daß sie bei einem kriegerischen Zusammenstoß mit einer der großen Westmächte unfehlbar zu Grunde gehen würden. Die offenen und geheimen Feinde des herrschenden Taikun aber sprachen von den alten, großen Zeiten Japans, als das stolze Nippon, das „Reich der aufgehenden Sonne", stark genug gewesen war, um die Fremden, die sich ungebeten auf seinem Boden niedergelassen hatten, mit dem Schwerte in der Faust in's Meer zu treiben. Sie klagten den Taikun an, Japan gedemüthigt zu haben; sie warfen ihm vor, Nachkomme

eines Usurpators zu sein, der die göttliche Macht des wahren Kaisers von Japan, des Mikado, hinterlistiger Weise an sich gerissen habe, — und sie verlangten, daß er freiwillig abdanke, oder drohten, ihn mit Gewalt zu stürzen. Am lautesten äußerte sich die Unzufriedenheit in den Provinzen Satzuma und Mito, wo die Empörung auf offener Straße gepredigt wurde.

Minamoto, der regierende Taikun, machte vergebliche Versuche, die rebellischen Prinzen wieder für sich zu gewinnen. Seine Bitten und Mahnungen fanden kein Gehör; auf seine Drohungen antwortete man durch Aufstellungen von kriegerischen Haufen an den Grenzen der Provinzen. — Da starb Minamoto eines gewaltsamen Todes. Die Volksstimme nannte den Prinzen von Mito als seinen Mörder. —

Der Nachfolger des Taikun, der Prinz Yesada, war minderjährig. Der Fürst Ikamono-Kami wurde zum Gotairo, d. h. Regenten des Landes ernannt. Aber nun brach der lang vorbereitete Aufstand offen aus. Japan glich einem großen Kriegslager, in dem sich die Anhänger des Taikun und die des Mikado mit gezückten Schwertern gegenüber standen; und häufig drang nach Yokohama die Kunde von blutigen Scharmützeln, in denen die Truppen des Taikun und die der Aufständischen abwechselnd die Oberhand zu haben schienen.

— Von besonderem Interesse für die Mitglieder der fremden Gemeinde war dabei der Umstand, daß in vielen Schlachtberichten von Europäern und Amerikanern die Rede war, die in den Reihen der Aufständischen kämpften. Man machte einige von ihnen namhaft: verwegene Abenteurer, die sich in China bereits, im Kriege gegen die Taiping-Rebellen, hervorgethan hatten.

Der Gouverneur von Yokohama hatte sich bei den Consuln zu verschiedenen Malen darüber beklagt, daß Fremde mit den aufständischen Daimios gegen die Regierung des Taikun in's Feld zögen und durch ihre überlegenen militärischen Kenntnisse wesentlich dazu beitrügen, die Unterdrückung der Rebellion zu erschweren. Die europäischen Beamten waren machtlos, diesem Unfug zu steuern, obschon sie festgestellt hatten, daß hie und da einer ihrer Reichsangehörigen plötzlich aus Yokohama verschwunden war, und sodann die Vermuthung nahe lag, er habe sich von den Rebellen anwerben lassen und stehe jetzt in Satzuma oder Mito, um sich tödten zu lassen oder um von dort, in einigen Monaten, mit schwer und blutig verdientem, reichem Sold, im Geheimen, nach China zurückzukehren.

Man wußte aus mündlichen Ueberlieferungen, welches Leben diese Abenteurer in den japanischen Lagern führten. Sie wurden als Officiere verwandt

und erfreuten sich hohen Ansehens; aber man erwartete von ihnen, daß sie mit Todesverachtung in den Kampf zogen. Bei den gefährlichsten Expeditionen waren sie es, denen die Führung übertragen wurde. Eine Weigerung diese anzunehmen hatte sofortige Entlassung aus dem Heere und Ausstoßung aus dem Lager, in andern Worten, Ueberlieferung an die Regierung des Taikun zur Folge. Es erforderte demnach, seitens der fremden Söldlinge, den höchsten Grad persönlichen Muthes, um sich in das Lager der Rebellen zu begeben; denn Jedermann in Japan wußte, daß die Eingeborenen, wenn sie sich auch nicht an Kühnheit und männlichem Trotze mit den europäischen Racen messen können, diese durch ihren passiven Muth, ihre apathische Todesverachtung übertreffen. — Das menschliche Leben hat in hoch civilisirten Gesellschaften einen gar nicht mehr zu berechnenden, idealen Werth. Bei barbarischen und halb civilisirten Völkerschaften ist es der Willkür preisgegeben und verhältnißmäßig werthlos. Daher die stoische Ruhe, mit der der Asiat einem gewaltsamen Tode entgegengeht oder sein Leben aufopfert.

Der Gotairo, der Regent von Japan, war seit der Ermordung des Taikun Minamoto unausgesetzt bemüht gewesen, die Rebellion zu ersticken, und hatte zu dem Zwecke harte und energische Maßregeln gegen

die aufständischen Daimios ergriffen. Diese erblickten in ihm ihren gefährlichsten Feind, und waren bereit, jedes Mittel, Gewalt und Hinterlist, anzuwenden, um ihn aus dem Wege zu räumen. — Der Gotairo wußte, daß sein Leben bedroht sei, und zeigte sich in den Straßen von Yedo nur noch von Leibgarden umringt, auf deren Treue und Tapferkeit er bauen konnte.

An einem trüben Herbsttage, vier Monate nach der Ermordung Daniel Ashbourne's, trafen zwölf Männer, von verschiedenen Seiten herkommend, wie von ungefähr in der Nähe des kaiserlichen Schlosses von Yedo zusammen. Sie trugen, ein Jeder von ihnen, zwei Schwerter im Gürtel, und gaben sich durch als Edelleute zu erkennen.

Das Wetter war unfreundlich und kalt. Es stürmte und regnete. Die Straßen, die das Schloß umgeben und in denen kein Handel getrieben wird, waren verödet.

Die Bewaffneten, nachdem sie einige Worte mit einander gewechselt hatten, traten unter das große Portal eines Daimio-Palastes, der sich in einer der breiten Hauptstraßen des Viertels und an der Ecke einer engen Gasse erhob. Die Männer schienen darauf zu warten, daß der Regen, der in Strömen goß, nachgelassen habe. Ihre Anwesenheit in der Nähe des

Schlosses erregte keines Menschen besondere Aufmerksamkeit, da es in der Residenzstadt von bewaffneten Edelleuten wimmelte, und man diese schwerttragenden Müßiggänger zu jeder Stunde des Tages und der Nacht in den Straßen, namentlich in dem Palast-Viertel, anzutreffen gewohnt war.

Nachdem die Leute eine halbe Stunde lang ruhig gewartet hatten, erschienen am Ende der Hauptstraße einige hundert Samurai (Soldaten), die einer colossalen, von sechzehn starken Männern getragenen Sänfte, einem sogenannten Norimono, als Escorte dienten. Der Zug bewegte sich langsam, inmitten feierlicher Stille vorwärts.

Sobald die kleine Truppe unter dem Portal die Spitzen der Procession gewahrte, trat Einer, der seine Genossen um Kopflänge beinahe überragte, hervor, blickte spähend nach allen Seiten um sich, und ertheilte sodann den Andern, die jeder seiner Bewegungen aufmerksam gefolgt waren, einige kurze Befehle.

Diese erhoben sich gelassen und begaben sich paarweise nach dem Eingang der engen Gasse, wo sie sich an der Mauer des Palastes aufstellten, als suchten sie unter dem weit hervorspringenden Dache desselben, Schutz gegen das Unwetter. — Es waren untersetzte Gestalten mit wettergebräunten, wilden Gesichtern und

schwarzen, glänzenden Augen. Nur der größte von ihnen, der Führer, war von auffallend heller Farbe. Sein weißes Antlitz leuchtete gewissermaßen neben den dunkeln Gesichtern seiner Gefährten. Die ganze Erscheinung dieses Mannes hatte etwas auffallend Vornehmes. Seine schlanken Gliedmaßen waren von edler Symmetrie; sein Gang schien leicht und elastisch, wie der des sprungfertigen Raubthieres.

Die fürstliche Procession nahte. Vor dem Zuge schritten vier riesige, schwere Männer, die S'mo oder Athleten des Prinzen. Sie wiegten sich beim Gehen in ihren breiten Hüften und warfen verächtliche Blicke auf Alle, an denen sie vorüberschritten. — Den mächtigen Gestalten folgten Bogenschützen, Hellebarden-, Piken- und Standartenträger, von denen diese das wohlbekannte und gefürchtete Wappen des Gotairo Ikammono-Kami, des Regenten von Japan, zur Schau trugen. — Die Soldaten, die unmittelbar vor und hinter ihrem Gebieter ohne feste Ordnung marschirten, waren in weite Mäntel gehüllt, die ihre Kleider und ganz besonders ihre werthvollen Waffen gegen den strömenden Regen schützen sollten. Sie hielten die Köpfe gegen den Sturm gebeugt und zogen mißmuthig und unaufmerksam ihres Weges. — Dicht neben der Sänfte gingen zwei Diener, einen langen Kasten

tragend, in dem sich die Schwerter der hohen Persönlichkeit befanden, die, nachlässig im Norimono ausgestreckt, ihren Umzug in Yedo hielt.

Jetzt war die Sänfte nur noch wenige Schritte von der engen Gasse entfernt, in der die zwölf Bewaffneten lauerten. Ihr Führer stieß einen kurzen, leisen Schrei aus, und in derselben Secunde stürzten sich acht seiner Begleiter, während die drei andern an der Ecke der Gasse bei ihm stehen blieben, mit gezückten Schwertern, ohne einen Laut von sich zu geben, auf den fürstlichen Norimono. — In einem Augenblick waren die Reihen der überraschten Leibgarden durchbrochen und mehrere der Sänftenträger niedergehauen. Der Norimono fiel schwer zur Erde. Der Regent, sich aus der Thür lehnend, rief mit lauter Stimme nach seinem Schwerte; aber noch ehe ihm die Waffe gereicht werden konnte, hatte er bereits einen furchtbaren Hieb über den Kopf erhalten, der ihn, fast enthauptet, todt zu Boden streckte.

Die Begleiter des Gotairo hatten nichts thun können, um das Leben ihres Herrn zu vertheidigen. Die Sänftenträger waren unbewaffnet gewesen; die Samurai, in bauschige Mäntel gehüllt, hatten ihre Schwerter erst ziehen können, als die Mordthat bereits verübt war. Nun aber stürzten sie sich, die nackten

Schwerter in den Fäusten, unter wüthendem Geheul auf die verwegenen Bravos. Ein kurzes Gemetzel fand statt, in dem fünf von diesen und viele der Leibgarden des Regenten niedergehauen wurden. Die überlebenden drei Mörder hatten sich inzwischen bis zu der Gasse durchgeschlagen, an deren Eingang ihr Führer mit drei seiner Leute Wache hielt. Diese waren bis jetzt nur Zuschauer des Gefechtes gewesen, aber sie standen kampfbereit und todesmuthig. — Die kleine Reihe, die sie vor der engen Gasse bildeten, öffnete sich einen Augenblick, um die drei Kampfgenossen, die ihre Aufgabe gelöst hatten, durchschlüpfen zu lassen. — Sie entwichen in wilder Flucht und waren schnell verschwunden, wahrscheinlich in einen Schlupfwinkel, den einer der geheimen, in Yedo lebenden Feinde des Gotairo vorher als sicheres Asyl in Bereitschaft gehalten hatte.

Die vier Zurückgebliebenen, um diesen Rückzug zu sichern, kämpften gegen eine erdrückende Uebermacht. Einer von ihnen war bereits tödtlich verwundet niedergesunken; die andern bluteten aus zahlreichen Wunden.

Da plötzlich stieß der Führer wiederum den kurzen Schrei aus, der vorher das Signal zum Angriff gegeben hatte, und in demselben Augenblick ergriffen die noch lebenden drei Bravos die Flucht. Zwei von ihnen wurden von den nachstürmenden Leibgarden

schnell überholt und niedergemetzelt; der Dritte, der Führer dagegen, hatte einen Vorsprung gewonnen, der mit jedem seiner mächtigen Sätze größer wurde. — Er hatte bereits zwei kleine Seitengassen passirt und bog, wie Jemand, der seines Weges ganz sicher ist, in die dritte zu seiner Linken ein. Aber nachdem er zweihundert Schritte gelaufen war, blieb er stehen und blickte bestürzt um sich. — Er befand sich in einer Sackgasse, und dicht vor ihm endete sie. — Er flog zurück, um den tödtlichen Irrthum womöglich wieder gut zu machen. — Zu spät! Schon bogen seine Feinde in die Straße ein und stürzten ihm mit wüthendem Geschrei entgegen. Noch einmal wandte er ihnen den Rücken und lief zurück, rechts und links nach irgend einem Ausgang spähend. — Die verschlossenen Häuser auf beiden Seiten der Straße bildeten eine ununterbrochene, feste Mauer. Nun war er am Ende der Straße und seines Weges! — Bis zur letzten Secunde hatte er nicht ganz verzweifelt; jetzt fühlte er, daß Rettung unmöglich sei und wußte, daß er sterben müsse. — Er stellte sich keuchend, die Beine ausgespreizt, mit dem Rücken gegen die Mauer, die ihm die Flucht versperrte; und den langen Griff seines mächtigen, blutgefärbten Schwertes mit beiden Händen packend, die Spitze der Waffe zu Boden gesenkt, zum Hieb bereit, erwartete er seine Verfolger.

Aber diese zauderten: eine furchtbare Energie und Kraft lag auf dem weißen, fremden Antlitz, das sie mit hellen, stechenden Augen anstarrte.

Das Geheul verstummte. Der Verfolgte stand unbeweglich, des Angriffes und des Todes gewärtig. — Es wurde still, ganz still, wie auf dem Kirchhof an dem Tage, da Daniel Ashbourne beerdigt wurde und Inish mit drohendem Finger auf den Mörder seines Herrn wies —: „Hellington! Mörder! Hilfe!“ — Es war dem zu Tode Gehetzten, als trage der heulende Sturm und der klatschende Regen die Worte an sein Ohr! . . . Da schwirrte ein Pfeil durch die Luft . . . und nun zitterte der Schaft an der linken Brust des Getroffenen! — Eine Secunde noch blieb er unbeweglich stehen; dann öffneten sich kraftlos die Hände und das Schwert glitt zu Boden; die Arme, gleich trägem Flügelschlag eines Adlers im Käfig, hoben sich langsam einmal und senkten sich wieder; wie ein Schleier überzog tödtliche Bläße das schon so bleiche Antlitz; ein leichter, hellröthlicher Schaum trat vor den zuckenden Mund; den ganzen Körper durchrieselte ein leises Schauern; noch einmal hoben sich die Arme matt und fielen kraftlos zurück, — und in demselben Augenblick stürzte der Getroffene, den Schaft des Pfeiles im Falle zerbrechend, auf das Gesicht, und lag leblos da.

* * *

An dem Tage nach der Ermordung des Gotairo empfingen die fremden Consuln in Yokohama, einer nach dem andern, den Besuch des japanischen Gouverneurs, der ihnen einen kurzen, sachlichen Bericht von dem tragischen Vorfall in Yedo erstattete. Bei Herrn Mitchell, dem englischen Consul, dauerte der amtliche Besuch zehn Minuten länger als bei seinen Collegen, da ihm nicht nur der Tod des Gotairo angezeigt, sondern außerdem auch noch die Mittheilung gemacht wurde, daß der Führer der Rotte, die den Regenten angefallen hatte, ein englischer Unterthan, nämlich Herr Jervis zu sein scheine. — Er war nach seinem Tode an seiner hellen Leibesfarbe als ein Fremder erkannt worden; ein japanischer Officier, der jetzt in Yedo beschäftigt, bis vor einigen Monaten aber in Yokohama angestellt gewesen war, vermuthete in ihm den polizeilich verfolgten Mörder des Herrn Daniel Ashbourne. — Unter diesen Umständen stellte der Gouverneur dem Herrn Consul anheim, sich die Mühe zu geben, nach Yedo zu reiten, oder den Wunsch zu äußern, daß die Leiche, behufs Constatirung ihrer Identität, nach Yokohama geschafft werde.

Der Herr Consul äußerte den Wunsch, sich nach Yedo zu begeben, und zwar sobald wie möglich, worauf der Gouverneur erwiederte, eine berittene Escorte werde

in einer halben Stunde an dem Thore von Yokohama auf ihn warten, um ihn nach der Stelle zu führen, wo die Leiche des gefallenen Fremden vorläufig niedergelegt worden sei.

Einen Augenblick dachte Mitchell daran, Thomas Ashbourne aufzufordern, ihn zu begleiten; aber er gab den Gedanken wieder auf. Der arme Djusanban war seit dem Tode seines Bruders ein trauriger, bemitleideter Mann geworden. Mitchell überlegte sich, daß es besser sei, ihm die peinliche Aufregung zu ersparen, die Leiche des Mannes zu sehen, der ihm so grausame Unbill zugefügt hatte. — Der Consul forderte deshalb seinen Nachbar, den jungen Gilmore auf, mit ihm nach Yedo zu reiten. Dieser war dazu bereit, und die Beiden, von vier japanischen Officieren gefolgt, langten nach dreistündigem, scharfem Ritt in Yedo an. Dort führte sie der Chef der Escorte nach dem Palaste des Taikun.

Es dämmerte bereits, als sie sich den breiten Gräben und hohen Wällen näherten, die das Schloß zu einer, nach japanischen Begriffen, uneinnehmbaren Feste machten. Nachdem sie die Zugbrücke noch zu Pferde passirt hatten, bat man sie, abzusteigen, da dem Taikun allein das Recht zustände, die Höfe des Palastes anders als zu Fuß zu durchschreiten. — Darauf ge-

fellte sich ein junger Officier zu ihnen, der Mitchell und Gilmore höflich begrüßte, bat, die Herren möchten ihm folgen, und ihnen dann stumm voranschritt.

Eine feierliche, fast unheimliche Stille herrschte aus den öden, weiten Höfen, durch die der Weg führte. Die großen Gebäude, an denen man vorbeiging, schienen ausgestorben; nirgends war ein menschliches Wesen zu erblicken. Endlich gelangten die Drei an einen hölzernen Schuppen, vor dessen offener Thür zwei Diener kauerten. Sie hielten ein Jeder eine Papierlaterne in Bereitschaft, die sie anzündeten; darauf traten Alle in einen dunkeln Raum, in dem moderige, schwere Luft die Brust beklemmte. — Die Laternenträger schritten voran und stellten sich am Ende des Schuppen zur Rechten und zur Linken einer unheimlichen, formlosen Masse, die mit schlechten japanischen Bastmatten bedeckt, am Boden lag.

Der Officier schob diese Matten mit dem Fuße bei Seite. Ein glänzend weißer, nackter Körper wurde sichtbar. Die Diener hielten die Laternen dicht an das stille Antlitz, das durch das gebliche, ruhige Licht wie verklärt wurde.

„Jervis!“ flüsterten Mitchell und Gilmore.

Er sah nicht aus wie ein Verbrecher. Der Tod hatte das wilde Gesicht, das seinen Feinden im letzten

Augenblick noch furchtbar gewesen war, beruhigt und veredelt. Ein wunderbarer Friede lag darüber. — Auf der linken Seite der Brust war ein kleiner, schwarzbläulicher, mit einem etwas erhabenen Rande umgebener Fleck. Dort war der Pfeil abgebrochen, der Jervis mitten in's Herz getroffen hatte.

Die Leiche wurde in der nächsten Frühe auf dem Platze verscharrt, wo die andern Mörder des Gotairo am vorhergehenden Tage beerdigt worden waren. — Dort auf der Begräbnißstelle der Verbrecher, dem Platze auf der Erde, der ihm zukömmt, ruht nun Jervis-Hellington seit zwei Jahrzehnten.

Thomas Ashbourne und Patrick Inish sind längst aus Japan verschwunden, und nur Wenige kennen dort noch ihre Namen. Inish ist gestorben. Ashbourne hat den peinigenden Schmerz, der ihn jahrelang niedergedrückt, endlich überwunden. Er ist nach seiner Heimath zurückgekehrt und reist alljährlich während der „Saison" nach London, wo er im „Oriental-Club" mit Freunden aus dem Osten zusammentrifft, mit denen er dann gern von der „alten, guten Japan-Zeit" spricht. Seinen jugendlichen Frohsinn hat er, wie so manches Andere, mit seiner Jugend eingebüßt; aber ein trauriger Mann ist er nicht geblieben. Jervis' Name kömmt seit Jahren nicht mehr über seine Lippen.

Aber in Japan hat sich um die neun Lonin (herrenlose Edelleute), die den Gotairo inmitten seiner Garden, auf offener Straße, am hellen Tage anfielen und erschlugen, und die für diese verwegene That mit ihrem Leben zahlten, eine Legende gebildet. — Der Taikun ist gestürzt worden; der Mikado, aus göttlichem Geschlechte entsprossen, Japan's legitimer Kaiser, herrscht auf dem Throne des „Reiches der aufgehenden Sonne." Seine ehemaligen Feinde erscheinen in der Geschichte des Tages als verabscheuungswürdige Rebellen; diejenigen aber, die vor zwanzig Jahren zuerst gewagt haben, den Kampf für die gute Sache zu beginnen und die dafür gestorben sind, werden als Helden und Märtyrer verehrt.

Nicht weit von der Stelle, wo die neun Lonin, Verbrechern gleich, eingescharrt wurden, erhebt sich jetzt ein kleiner Tempel, der zum Andenken an die für den Mikado Gefallenen errichtet worden ist. Um den Tempel grünt ein freundlicher Garten. Er wird sorgfältig unterhalten, und im Sommer sprießt und blüht es dort.

Auf dem einen Grabe, das etwas abgesondert von den übrigen liegt, steht ein schöner Kamelienbaum, dessen rothe und weiße Blumen im Winter schon zu blühen beginnen. Das ist das Grab des Führers der Lonin. Niemand kann seinen Namen nennen; sein

Ursprung ist in Dunkel gehüllt, wie die Abkunft sagenhafter Krieger der Vorzeit. Der wunderdurstige Volksmund aber erzählt, wie sein furchtbarer Blick die Mörder, die ihn verfolgten, zurückschreckte, so daß Keiner wagte, sich ihm zu nahen, bis er endlich, von einem vergifteten Pfeile tödtlich getroffen, auf das Gesicht fiel und seine furchtlose Seele aushauchte: wie es dem Helden geziemt, der sterbend die Erde küssen soll, auf daß sie, die barmherzige Mutter allein, in das vom Tode besiegte Antlitz schaue.

Ein verkehrtes Leben.

I.

Im Monat November des Jahres 186. befand ich mich in einer kleinen Stadt Thüringens. Ich war dort bereits seit einer Woche, hatte die Geschäfte, die meine Anwesenheit nöthig gemacht hatten, erledigt und beabsichtigte am nächsten Tage zu einer bequemen Stunde abzureisen, als ich um 4 Uhr Nachmittags eine Depesche erhielt, welche mich zur Regulirung einer für mich wichtigen Angelegenheit schleunigst nach Paris citirte. Den Nachtcourierzug konnte ich, da ich von der Haupteisenbahnlinie mehrere Stunden Weges entfernt war, nicht mehr erreichen; um den darauf folgenden Tagesschnellzug benützen zu können, mußte ich entweder am nächsten Morgen um fünf Uhr aufbrechen, oder ich konnte am Abend noch bis zur Stationsstadt fahren, dort ruhig übernachten und dann am nächsten Tage meine Reise auf der Eisenbahn fortsetzen.

Es war unfreundliches, naßkaltes Wetter. Der

Gedanke, in der Dunkelheit aufzustehen, mich in einem ungeheizten Zimmer anzukleiden und, bereits frierend, in einen schlecht verschlossenen Wagen zu steigen, um mich von langsamen Gäulen, vier Stunden lang, auf holprigen Wegen, bergauf, bergab ziehen zu lassen, war wenig einladend. Ich zog vor, sofort abzureisen. Ich bestellte einen Wagen, packte schnell meinen Koffer, trank ein Glas Glühwein, ließ mir ein Bündel Stroh in den Wagen legen, wickelte mich in ein paar dicke Decken sorgfältig ein und machte mich guten Muthes auf den Weg.

Es dämmerte bereits, als ich aus der Stadt fuhr; eine halbe Stunde später war rings um mich her dunkle Nacht. Ich verfiel bald darauf in einen unerquicklichen Halbschlaf, aus dem ich alle zehn Minuten, wie es mir schien, durch Peitschenknallen oder Rufen des Kutschers geweckt wurde; auch bemerkte ich, daß wir eine große Anzahl von Dörfern passirten. Ich sah dann mit halbgeöffneten Augen, durch die angelaufenen Scheiben des Wagens, niedrige, dunkle Häuser mit dunstigen, matterleuchteten Fenstern; aber ehe ich mir klar machen konnte, wo ich mich wohl befinden möchte, war ich dann schon wieder auf der finstern Landstraße. — Endlich verbesserte sich der Weg; das Rütteln und Stoßen des Wagens wurde weniger

unbequem, ging in ein ganz angenehmes Wiegen und Schaukeln über; das Rufen des Kutschers störte mich nicht mehr — und ich schlief fest ein. Als ich erwachte, hielten wir in W. vor dem „Gasthof zum Erbprinzen“, dem Ziele meiner Fahrt. Ein diensteifriger Kellner hatte den Kutschenschlag aufgerissen und war mir behülflich, aus dem Wagen zu steigen. Nachdem ich den Kutscher verabschiedet und die Frage des Kellners, ob ich ein Zimmer befehle, bejaht hatte, bat mich dieser, ihm zu folgen und führte mich die helle Treppe hinauf in ein großes, hohes, kaltes Gemach. Er ging mir dabei in stolzer Haltung voran, in der weit ausgestreckten Rechten ein Licht tragend, als habe er mir den Weg durch ein dunkles Labyrinth zu zeigen.

In dem mir angewiesenen Zimmer sah es äußerst ungemüthlich aus. Es schien seit Beginn des Winters nicht geheizt worden zu sein. Ich sah mich fröstelnd in demselben um, währenddem der Kellner damit beschäftigt war, zwei dünne Stearinkerzen anzuzünden und einen Aschenbecher und eine porzellanene Schale für Streichhölzer symmetrisch daneben zu stellen. Dann nahm mein Begleiter eine Tanzmeisterposition an, stützte sich mit der halbgeschlossenen Hand leicht auf den Tisch und fragte gravitätisch, ob ich noch Befehle zu ertheilen habe.

Ich war hungrig; ich wünschte Etwas zu essen; und ich hätte gern Feuer in meinem Zimmer gehabt. Konnte dies noch besorgt werden; oder schliefen die Leute schon?

Der Kellner sah mich mit einem Lächeln unendlich wohlwollender und mitleidiger Ueberlegenheit an und antwortete mit großer Sanftmuth: es sei erst zehn Uhr; der Speisesaal werde niemals vor Mitternacht geschlossen, und einer der Hausknechte — als ob eine Legion davon existirt hätte — ging während der ganzen Nacht nicht zu Bette, da häufig Gäste aus der Nachbarschaft zu später Stunde einträfen, um mit dem Frühzuge weiterzureisen. — Nachdem er mir auf diese Weise eine richtige Idee von der Größe der Wirthschaft, der er seine Dienste widmete, beigebracht hatte, zeigte er sich wieder bereit, meine Bestellungen zu empfangen. Er nahm dieselben ohne eine Miene zu verziehen, die Augen gesenkt, entgegen.

„Der Hausknecht wird sofort einheizen, und das Abendbrod kann in zwanzig Minuten servirt sein. Befehlen Sie unten zu speisen oder auf Ihrem Zimmer?“

„Unten ist es wohl bequemer,“ bemerkte ich schüchtern.

„Wie Sie befehlen!“

Er machte Kehrt und war verschwunden.

Ich brachte meine Toilette etwas in Ordnung, nahm ein Buch aus dem Koffer, da ich mir dachte, daß die zwanzig Minuten, von denen der Herr Ober-kellner gesprochen hatte, etwas lange dauern könnten, und stieg die Treppe hinunter, um mich in den Speisesaal zu begeben.

Im Hausflur überholte ich einen Herrn. — Ich bemerkte im Vorübergehen nur, daß er eine zu große, schwarzseidene Mütze trug, welche die Ohren halb bedeckte und den Kopf außergewöhnlich klein erscheinen ließ. Der Unbekannte folgte mir auf den Fersen und wir langten gleichzeitig an der Speisesaalthür an. Ich öffnete dieselbe, und lud ihn durch eine Handbewegung ein, voranzugehen. Er trat einen Schritt zurück und sagte mit hoher, dünner Stimme:

„Bitte ganz gehorsamst; bitte ganz gehorsamst! Nach Ihnen!“

Ich hatte keine Veranlassung, Complimente zu machen und trat in den Speisesaal. Der Mann mit der großen Mütze folgte mir, und es war mir, als höre ich ihn hinter meinem Rücken noch einmal leise murmeln: „Bitte ganz gehorsamst; nach Ihnen.“ — „Ein höfliches Männchen“, sagte ich mir.

An dem einen Ende der langen, schmalen Tafel,

über die ein etwas beflecktes, weißes Tischtuch gelegt war, hatte man für zwei Personen gedeckt. Ich warf einen fragenden Blick auf den wichtigen Oberkellner, und dieser kam sofort auf mich zugeeilt und wies mir mit einer graciösen Verbeugung den einen der beiden Plätze an. Das höfliche Männchen, das mit mir in das Zimmer getreten war, nahm auf dem andern Stuhle, mir gegenüber, Platz. Es hatte die weite Mütze abgenommen und war nun damit beschäftigt, sich mit großer Geschwindigkeit die schmalen, knochigen, verdorrten Hände zu reiben. Ich sah ihn mir etwas genauer an:

Ein kleiner, auffallend elegant gekleideter, älterer Herr von vielleicht sechszig Jahren. Er trug einen hellgrauen, gutgemachten Reiseanzug, ein buntes Hemde, dem man an den gekniffen Manchetten und Kragen ansehen konnte, daß es soeben aus dem Koffer genommen sei, und eine jugendliche, blauseidene, lange Cravatte, in der eine geschmackvolle und kostbare Tuchnadel steckte. Der Kopf war, wie ich dies bereits im Hausflur bemerkt hatte, sehr klein; die grauen, dünnen, langen Haare, dicht über dem linken Ohr gescheitelt, waren sorgfältig über den Schädel gekämmt, um die Glatze dort bestmöglichst zu verdecken. Unter der niedrigen, tiefgefurchten Stirn lagen ein Paar kleine,

runde, lebhafte braune Augen. Die Nase war scharf gebogen, ziemlich groß, aber so außerordentlich fein, daß ich, als der Mann sich plötzlich heftig schnäuzte, mich fragte, ob die dünnen, fast durchsichtigen Nasenflügel, durch die starke Pression, die in diesem Augenblick auf sie ausgeübt wurde, nicht vielleicht lädirt werden könnten. Die schmalen Lippen waren blutlos; die großen, weit vom Kopfe abstehenden Ohren hatten Sommersprossenflecke; das lange, spitze Kinn war, wie die Lippe, glatt rasirt. — Der alte Herr kaute fortwährend ohne etwas im Munde zu haben, und da er die Wangen dabei seltsam einzog, so kam er mir vor, als sei er bemüht, sich in seine eigenen Backen zu beißen.

„Das höfliche Männchen ist ein possierliches Männchen", sagte ich mir, und da es mich sonst nicht weiter interessirte, so schlug ich das Buch auf, das ich mit heruntergebracht hatte, und begann zu lesen.

Als ich nach einigen Minuten aufblickte, begegneten meine Augen denen meines Tischnachbarn. Sie ruhten mit einem so unverkennbaren Ausdruck von Wohlwollen und naiver Neugierde auf mir, daß ich unwillkürlich lächelte. Der alte Herr antwortete darauf sofort durch ein freundliches, beinah kindliches Lächeln.

„Sie scheinen da ein interessantes Buch zu lesen", sagte er. „Hübsche bunte Bilder darin, wie ich sehe."

„Ja", antwortete ich nachlässig, „ein harmloses und ein gutes Buch: Grimm's Märchen."

„Grimm's Märchen!" rief der kleine Mann mit einem Ausdruck freudiger Ueberraschung; „das ist in der That ein gutes Buch. Ich habe es hundert Male gelesen; es ist eines meiner Lieblingsbücher: Grimm's Märchen, und Musaeus' Märchen, und die Ostereier, der Ritter von Reitzenstein, Rinaldo Rinaldini — das sind gute Bücher, die lob' ich mir! Ich lese gar keine andern als diese und ähnliche."

„Nicht sehr aufregende Lectüre", warf ich dazwischen.

„Sie hält den Menschen jung."

„Sie hält den Menschen nicht nur jung, sie macht ihn wieder jung, verehrter Herr", entgegnete mein Nachbar mit großem Nachdruck auf das Wort: macht. „Wie unvergleichlich besser, belehrender, amüsanter, moralischer sind diese hübschen Geschichten, als die abgeschmackten, unwahrscheinlichen sogenannten Sensationsromane, mit denen sich die heutige Leserwelt füttert."

Der alte Herr fing an, mich zu amüsiren. Ich legte die Ellenbogen auf den Tisch, stützte den Kopf auf die Hände und betrachtete ihn aufmerksamer. Er

hatte in seinem Gesichte einen befremdenden Zug, den ich nicht genau definiren konnte: etwas Exaltirtes und Naives, Verschmitztes und Treuherziges.

„Nun“, sagte ich, um ihn durch leichten Widerspruch zu ermuntern, weiterzusprechen, „an großer Wahrscheinlichkeit laboriren Märchen doch gerade auch nicht; und mehr Mord und Todtschlag als in Rinaldo oder im Ritter von Reitzenstein — wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht — dürften Sie in den berüchtigtsten Sensationsromanen schwerlich finden . . .“

„Erlauben Sie, erlauben Sie, mein Verehrtester“, unterbrach mich mein Nachbar. „Ich concedire, daß meine Helden manchmal auch recht blutdürstig sind; aber sie sind, wenn ich mich so ausdrücken darf, honnete Leute in ihrer Art, die sofort Farbe bekennen und aus ihrem Herzen keine Mördergrube machen. Wenn ich den bösen Riesen mit dem großen Messer, oder den Räuberhauptmann mit dem Carabiner auf der Schulter und den geladenen Pistolen im Gürtel, oder den Raubritter mit seinen Knappen auftreten sehe, so erfahre ich sofort, was die Leute im Schilde führen —; ‚Bin's, den alle Häscher suchen; Bin's, dem alle Mütter fluchen; Bin der Räuber Jaromir‘ — das laß ich mir gefallen! Da weiß ich sofort, woran ich bin, und habe mich nicht mit allerhand unheimlichen Gedanken und Ver-

muthungen zu quälen, wie wenn ich im modernen Romane den Mann mit den schwarzen, stechenden Augen und dem boshaften Lächeln um den schmallippigen Mund auftreten sehe. Dann frage ich mich die ganze Zeit: ‚Was wird der Bösewicht nun vornehmen?‘ und bis zur letzten Seite des Buches komme ich nicht einen Augenblick aus der Unruhe heraus. Das macht alt, mein Herr; das macht alt! Kein solcher Roman darf mir mehr in das Haus gebracht werden. — Wie anders ist es mit den guten Räuber- und Rittergeschichten, an denen ich mich ergötze! Die machen mir keine schlaflose Nacht, obgleich ich mich für die tapfern Leute interessire und mich freue, wenn ich lese, daß sie über die bewaffnete Macht einen Sieg davon getragen oder einen Krämer ‚geworfen‘ haben. — Würden Sie wohl glauben, daß ich soeben von Quedlinburg komme und daß ich nur dorthin gereist bin, um mir den Käfig anzusehen, in dem der Ritter von Reitzenstein gefangen gehalten wurde?“

„Weshalb sollte ich das nicht glauben? Ich glaube es Ihnen gern“, antwortete ich.

„Das ist ein freundliches, gutes Wort, was Sie da ausgesprochen haben“, fiel das Männchen wieder ein. „Sie können nicht wissen, welch’ große Freude

Sie mir damit machen. Ich hasse Menschen, die Alles, was sie nicht wissen können oder nicht verstehen, bezweifeln, und die sich dann noch obendrein für überlegene Geister halten. Oh, die kurzsichtigen Schwachköpfe! Je mehr ein Mensch gelernt und erfahren hat, je mehr ist er geneigt, das für möglich zu halten, zu glauben, was er noch nicht aus directer Anschauung oder eigener Erfahrung kennen gelernt hat. — Ein afrikanischer Neger glaubt weder an Dampfmaschinen noch elektrische Telegraphen; und unsere Bauern schütteln verschmitzt und ungläubig die dickschädeligen Köpfe, wenn man ihnen sagt, daß die Astronomen begonnen haben, die Sterne zu wiegen. — Je mehr ein Mensch zu glauben fähig ist, je weiser ist er. Nil admirari heißt, nach meiner Uebersetzung, Alles für möglich halten, Nichts absolut bezweifeln. — Sind Sie meiner Meinung?"

Ich bin ein friedfertiger Mensch, und antwortete „Vollkommen".

„Das freut mich, freut mich ungemein .. Gestatten Sie . . ."

Der alte Herr war aufgestanden und reichte mir über den Tisch seine Hand, die ich herzhaft drückte.

„Ein ganz unerwartetes Vergnügen, noch so angenehme Gesellschaft zu finden", fuhr er fort. „Ich

bin hier in dieser Beziehung nicht verwöhnt. Seit langer Zeit habe ich nicht das Glück gehabt, einen so vernünftigen, liebenswürdigen Menschen kennen zu lernen, wie Sie."

Ich fühlte mich beschämt und verbeugte mich stumm mit einem verlegenen Lächeln.

„Mein Name ist Arj Claaßen", schwatzte das Männchen weiter; „ich bin ein Holsteiner, aber ich wohne bereits seit langen Jahren in Deutschland. Seit einiger Zeit bin ich in der Nähe von W. ansässig. Ich komme sehr häufig nach dem „Erbprinzen". Darf ich vielleicht auf das Vergnügen rechnen, Sie später hier wieder zu sehen? Sind Sie aus dieser Gegend?"

Ich verneinte die letzte Frage, hielt es jedoch für meine Pflicht und Schuldigkeit, mich nun ebenfalls vorzustellen.

„Darf ich mir die Frage erlauben, wie alt Sie sind?" fragte mich Herr Claaßen.

„Zwei und dreißig Jahre", antwortete ich.

„Ein sehr schönes Alter; ich möchte sagen das schönste Alter", — mit scharfem Ausdruck auf das Wort „das". — „Ich werde nun auch bald so alt sein."

Ich sah etwas verwundert auf. Der alte Herr saß vollständig ruhig und ernsthaft da. Als er meinen Blick bemerkte, wurde er jedoch etwas verlegen und

sagte: „Ich hoffe, wenn wir uns genauer kennen lernen — was ich aufrichtig wünsche — Ihnen zu erklären, was Sie jetzt zu verwundern scheint.“

In diesem Augenblick erschien der Kellner mit unserm Abendbrode. Er bediente zuerst Herrn Claaßen; darauf trat er einen Schritt hinter dessen Stuhl zurück und, mir vertraulich zublinzelnd und mit einem schlauen Blick auf meinen Tischgenossen deutend, klopfte er sich mit dem Zeigefinger mehrere Male auf die Stirn.

Ich hatte wohl schon bemerkt, daß Herr Arj Claaßen ein Original zu sein scheine; aber er war jedenfalls ein artiger, alter Herr. Ich wollte mich durch die Mimik des Kellners nicht beirren lassen und setzte während der Mahlzeit die Unterhaltung mit meinem Nachbar ruhig fort.

Er richtete viele Fragen an mich; aber stets in einem so freundlichen, wohlwollenden Tone, daß ich dieselben gern und ausführlich beantwortete.

„Ja, ja!“ sagte Herr Claaßen, als ich ihm etwas von einem fernen Welttheile, in dem ich gelebt, erzählt hatte; „Sie sind ein weitgereister, vielerfahrener Mann. Einer wie Sie verirrt sich selten nach dieser kleinen Stadt. Ich habe noch keinen kennen gelernt. — Was für wunderbare Dinge Sie gesehen und erlebt haben müssen! Ich könnte Ihnen stundenlang zuhören. Und

bemerken Sie geneigteſt, hochverehrter Herr, daß ich jedes Wörtchen, was Sie mir ſagen, aus innigſter Ueberzeugung glaube."

Ich war etwas piquirt über dieſe Aeußerung. „Ich hoffe, meine Erzählungen klingen nicht wie Münchhauſeniaden", ſagte ich trocken.

„Mißverſtehen Sie mich nicht, mein Herr Nachbar!" unterbrach mich das Männchen. „Ich ſpreche ſchlicht und einfach, und meine Worte ſollen nicht ein Titelchen mehr ausdrücken, als ſie gerade heraus ſagen. Ich wollte Sie nur darauf aufmerkſam machen, daß Sie in mir einen reſpektvollen Zuhörer gefunden haben, um Sie dadurch aufzufordern, mir noch etwas mehr von Ihren koſtbaren Erfahrungen mitzutheilen. Sie können nicht wiſſen, Sie können gar nicht ermeſſen, wie ſehr ich mich für alles Wunderbare, Neue, das ich wahr weiß, intereſſire."

Eine kleine Pauſe trat ein. Dann fragte mich Herr Claaßen plötzlich: „Wenn Sie einen Wunſch ausſprechen dürften, deſſen Erfüllung Ihnen von einer gütigen Fee gewährt werden könnte, was würden Sie ſich wünſchen? . . . Großen Reichthum?"

Ich ſchüttelte den Kopf.

„Die Liebe der Geliebten? . . . Ehre und Ruhm? . . . Gute Geſundheit? . . . Ein hohes Alter?"

„Ohne die Gebrechen des Alters wäre das schon etwas recht Wünschenswerthes“, meinte ich nachlässig.

„Thuen Sie mir einen Gefallen, verehrter Herr“, fuhr Herr Claaßen sehr eifrig fort. „Denken Sie einmal fünf Minuten, aber volle fünf Minuten darüber nach, was Sie sich wünschen würden! — Ja? — Wollen Sie mir diesen Gefallen erweisen?“

Er sah mich wieder so freundlich lächelnd an, daß ich ihm gern Zustimmung zunickte.

„Jetzt fangen die fünf Minuten an“, sagte er. Er zog eine schwere goldene Uhr aus der Tasche, legte sie vor sich hin und beugte sich über seinen Teller, so daß ich seine Augen nicht mehr sehen konnte, gleichsam als wolle er vermeiden, mich durch einen Blick in meinen Betrachtungen zu stören.

„Nun? Die fünf Minuten sind um. — Was wünschen Sie sich?“

Meine Gedanken waren auf der Fährte weitergewandert, die sie eingeschlagen hatten, als ich ein hohes Alter ohne die Gebrechen desselben als etwas Wünschenswerthes bezeichnet hatte.

„Ich möchte mir wohl wünschen“, sagte ich, „daß ich die letzten zwanzig Jahre meines Lebens, von sechszig bis achtzig, — denn so alt beabsichtige ich zu

werden — gegen die Jahre von zwanzig bis vierzig vertauschen und diese also noch einmal durchleben könnte."

Ich blickte verwundert auf. Das Männchen war wie elektrisirt in die Höhe gesprungen und eilte auf mich zu.

„Ihre Hand, mein Freund! Ihre Hand!" rief er. — „Hat Ihnen Niemand etwas gesagt? Sprechen Sie aufrichtig?"

„Mit wem sollte ich gesprochen haben? Ich bin vor einer Stunde hier angekommen und kenne in ganz W. keine Seele. Was ich sage, ist ganz aufrichtig."

„Ich will Ihnen einen Vorschlag machen." Herr Claaßen schien sehr aufgeregt, indem er jetzt sprach: „Kommen Sie auf mein Zimmer; ein behagliches, warmes Zimmer; das beste im ganzen Hause. Mein Diener versteht wie kein Zweiter, einen guten Punsch zu brauen. Kosten Sie ein Gläschen davon. Ich möchte noch mit Ihnen reden. Es ist soeben elf Uhr. Der Zug fährt erst morgen früh um zehn. Sie können mir eine Stunde schenken, und haben doch noch Zeit, gehörig auszuschlafen. — Erweisen Sie mir die Ehre, meine Einladung anzunehmen."

Ich hatte nicht den Muth, diese Bitte abzuschlagen

und da ich meine Mahlzeit nun beendet hatte, und Herr Claaßen mir sagte, die Cigarre würde mir auf einem bequemen Sessel in seiner Stube besser schmecken als auf den harten Stühlen des Speisesaales, so folgte ich ihm willig und auch etwas neugierig nach seinem Zimmer.

II.

Ein alter Diener, der im Corridor gewartet hatte, öffnete die Thür, als wir uns dem Zimmer des Herrn Claaßen näherten. Er musterte mich aufmerksam und, so schien es mir wenigstens, mit einem gewissen Mißtrauen. Sein Herr nahm ihn bei Seite und flüsterte ihm einige Worte in das Ohr. Er hielt ihn dabei vertraulich am Arme fest, mehr als ob er mit einem gleichgestellten Bekannten als einem Untergebenen spreche. Der alte Mann entfernte sich, ohne ein Wort erwidert zu haben und kehrte nach einer ziemlich langen Weile mit einer dampfenden Bowle und Gläsern zurück. Er stellte diese auf den Tisch, legte ein Paquet Cigarren daneben und blieb dann, seinen Herrn anblickend, an der Thüre stehen, als erwarte er von diesem Befehle.

„Sie können zu Bette gehen", sagte ihm mein

Wirth. „Der Herr ist so freundlich, mir noch etwas Gesellschaft zu leisten. Ich bedarf Ihrer nicht mehr.“

Der Mann sah mich noch einmal mit demselben mißtrauischen Blicke an, mit dem er mich bereits gemustert hatte.

„Ich bin nicht müde“, sagte er. „Ich werde in mein Zimmer gehen, und der Herr brauchen mich nur zu rufen, wenn ich später beim Ausziehen behülflich sein soll.“

„Wie Sie wollen, Franz; wie Sie wollen! Aber wenn Sie schläfrig werden sollten, so gehen Sie ruhig zu Bett.“

Der Diener entfernte sich, und ich blieb nun mit Herrn Claaßen wieder allein. Er hatte, ehe der Punsch kam, die bei Tische angefangene Unterredung fortgesetzt und verschiedene Fragen an mich gerichtet. Ich glaubte jedoch zu bemerken, daß er nur abwartete, vor jeder Störung gesichert zu sein, um mit mir über einen ganz bestimmten Gegenstand, der ihn interessirte, zu sprechen. — Ich hatte mich darin nicht getäuscht: kaum hatte Franz die Thür geschlossen, so füllte Claaßen zwei Gläser, stieß mit mir an, nippte an dem Getränk, räusperte sich laut und sprach wie folgt:

„Ich habe Sie gebeten, mir einen Theil Ihres Abends zu schenken. Der Grund, weshalb ich dies

gethan, ist — in erster Linie — mein Wunsch, eine Bekanntschaft, die mir bereits großes Vergnügen verschafft hat, soviel wie möglich zu cultiviren; — und sodann, Ihre Meinung, die Meinung eines weitgereisten, vielerfahrenen, vorurtheilsfreien Mannes über gewisse Fragen zu hören, die für mich vom allergrößten Interesse sind. — Haben Sie sich mit Medicin beschäftigt?"

„Nein."

„Mit Chemie, Physik, Magnetismus?"

Ich schüttelte den Kopf.

„Glauben Sie an die Möglichkeit directer Einwirkung der unsichtbaren, der Geisterwelt, auf die Welt, in der wir leben, — auf die Menschen?"

Ich hatte von Herrn Arj Claaßen bereits genug gesehen, um zu begreifen, daß eine schroffe Verneinung dieser Frage ihn eingeschüchtert und wahrscheinlich zum Schweigen gebracht haben würde. Da ich nun aber nicht die geringste Müdigkeit verspürte und mich in dem behaglichen Zimmer, auf einem bequemen Sessel, hinter einem Glase vortrefflichen Punsches, sehr wohl befand, und Claaßen's Gesellschaft die einzige Zerstreuung war, auf die ich für den langen Abend rechnen konnte, so machte ich ernsthafte Miene zu seiner Frage und citirte Hamlet: „Es gibt mehr Ding' im Himmel und auf Erden, als Euere Schulweisheit sich träumt, Horatio!"

„Sehr gut, sehr richtig", bekräftigte Herr Claaßen. „Ja, es gibt viele Dinge, von denen niemals Jemand geträumt hat, und die doch wahr sind."

Er trank hastig einen Schluck Punsch und wiederholte heftig, indem er mich dabei finster ansah, als ob ich ihm widersprochen hätte: „Die doch, die dennoch wahr sind." Darauf versank er in tiefes Nachsinnen und nach einer langen Pause fuhr er in dem alten, ruhigen, freundlichen Tone fort:

„Darf ich Ihre Zeit noch für ein Stündchen in Anspruch nehmen? Ich habe selten das Glück, mit einem Manne wie Sie zusammenzutreffen, und es würde mir eine Erleichterung sein, mich einmal wieder über Manches, was ich auf dem Herzen habe, aussprechen zu können."

Ich entgegnete, daß ich mit großem Vergnügen zu seiner Verfügung stände.

„Vielen Dank!" antwortete Herr Claaßen. Er räusperte sich von Neuem und begann endlich seine Erzählung.

* * *

„Ich bin von sehr reichen Eltern geboren, die mich zärtlich liebten und mir in Allem, was ich thun und lassen wollte, ziemlich freies Spiel ließen. Meine Jugend war glücklich; viel gelernt habe ich während der-

selben jedoch nicht. Meine Eltern hatten die Absicht, mir eine ganz außerordentlich gute Erziehung zu geben; aber anstatt mich zu dem Zweck in eine ordentliche Schule zu schicken, engagirten sie für theueres Geld die verschiedenartigsten Haus- und Stundenlehrer, unter deren nachsichtiger Leitung ich nur sehr langsame Fortschritte machte. Glücklicherweise hatte ich ein vorzügliches Gedächtniß; auch war ich nicht arbeitsscheu, und so brachte ich es denn endlich, im zwei und zwanzigsten Jahre, mit Mühe und Noth dahin, mein Abiturientenexamen machen und bald darauf eine Universität beziehen zu können. Dort studirte ich zunächst Philosophie und Geschichte.

Der Zufall wollte, daß ich in einem alten Hause eine Wohnung bezog, in der vor mehr als zweihundert Jahren ein berühmter Gelehrter gelebt hatte. Sein Name war in großen Buchstaben unter dem Fenster meines Arbeitsstübchens angeschrieben, und ich konnte niemals in mein Haus treten, ohne diese Inschrift zu sehen. — Was Wunder! daß mich dieser Mann zu interessiren anfing. Ich besuchte fleißig die Bibliothek, um dort seine Lebensgeschichte zu studiren; und bei dieser Gelegenheit fand ich ein altes, vergilbtes Opusculum, das keiner seiner späteren Biographen benutzt zu haben schien, und in dem gesagt war, daß sich der große Gelehrte, gegen Ende seines Lebens, eifrig mit

Astrologie, Alchymie und Magie beschäftigt, und die Ergebnisse seiner tiefsinnigen Forschungen in einem Manuscript niedergelegt habe. Ueber den Verbleib dieser Schrift konnte das, fünfzig Jahre nach dem Tode des Gelehrten veröffentlichte Werk keine genaue Auskunft geben. Es deutete an, daß das Manuscript wahrscheinlich auf der Bibliothek in Leyden oder in Paris zu finden sein werde.

Ich dachte viel über diese Sache nach, und mein Wunsch, das kostbare Schriftstück aufzufinden, wurde außerordentlich groß. Meine Gedanken beschäftigten sich dermaßen damit, daß ich förmlich tiefsinnig wurde.

Eines Nachts wachte ich plötzlich, ohne vorher einen Traum gehabt zu haben, laut schreiend, mit einem furchtbaren Grausen, auf. Ich sprang, am ganzen Leibe zitternd, aus dem Bette und stürzte an das Fenster. Da sah ich deutlich im Mondesschein ein Schattenbild, das zwanzig Schritte vor mir in der Luft schwebte, und in dem ich den großen Gelehrten, wie er in dem alten Opusculum abkonterfeit war, erkannte. — Das Gebild zeigte mit der erhobenen Hand nach Osten. Nach einer Minute vielleicht erbleichte es sodann und zerfloß und verschwand.

Ich zündete ein Licht an. Ich war so aufgeregt, daß ich wohl sah, es würde mir unmöglich sein, wieder

einzuschlafen. Ich zog mich also schnell an und klopfte an die Thür meines Stubennachbarn, dem ich einige kleine Dienste erwiesen hatte und von dem ich wußte, daß er mir gern gefällig sein würde. Uebrigens machte er häufig die Nacht zum Tage und gehörte nicht zu den Leuten, die es übel nehmen, wenn man sie im Schlafe stört.

Er war ein ganz außergewöhnlicher Mensch. Er hieß Dr. Sigismund Soden und galt bei den Studenten für den gelehrtesten Mann der Stadt. Er sprach und schrieb Griechisch und Lateinisch mit derselben Geläufigkeit wie seine Muttersprache. Bei den Professoren stand er nicht in gutem Ansehen. Wir schrieben dies dem Umstande zu, daß er ihnen scharf auf die Finger sah und sich nicht selten in geringschätziger Weise über sie äußerte. Er schien ein kleines Vermögen zu haben; auch ertheilte er, wenn man ihn sehr gut bezahlte, Privatstunden. Ich gehörte zu seinen Schülern. Aber er hatte verschiedene schlechte Gewohnheiten: er trank, spielte, frequentirte die schlechteste Gesellschaft und war immer in Schulden und häufig in Geldverlegenheit.

Ich klopfte nur ganz leise an seine Thür. Er hörte mich sofort und rief: „Herein!“

„Was führt Sie zu dieser Stunde zu mir?“ fragte er. „Es ist zwei Uhr vorüber.“

Er hatte sich in seinem kleinen, unordentlichen Bette in die Höhe gerichtet und sah mich mit seinen grauen, klugen Augen scharf an. Sein Aussehen war nicht Vertrauen erweckend, und ich suchte nach einer ausweichenden Antwort, als er, ehe ich gesprochen hatte, fortfuhr:

„Haben Sie Geister gesehen? Sie sind todtenblaß."

Ich nickte stumm.

„Setzen Sie sich. Erzählen Sie mir, was Ihnen begegnet ist."

Ich that wie Soden mir geheißen. Er hörte aufmerksam zu. Als ich geendet hatte, fragte er ruhig, als ob ich von etwas ganz Alltäglichem gesprochen habe:

„Was halten Sie von der Geschichte?"

Ich war auf Hohn und Spott gefaßt gewesen. Nun hatte ich den Muth zu bekennen, meine Meinung sei, der alte Gelehrte habe mir die Richtung zeigen wollen, in der ich zu suchen habe, um das Manuscript, an das ich fortwährend dachte, zu finden.

„Das ist auch meine Meinung", sagte Soden. „Aber wenn Sie meinem Rathe folgen wollen, so sprechen Sie mit Niemand von der Erscheinung. Geister können Indiscretionen nicht vertragen und bestrafen sie streng."

Ich war überrascht und erfreut, einen Gesinnungsgenossen, und zwar in dem hellsten Kopfe der Universität, gefunden zu haben und versprach, das, was er mir angerathen habe, wohl zu beherzigen.

Soden sagte mir darauf, er werde am nächsten Tage ausführlicher mit mir über die ganze Angelegenheit sprechen. Dann stand er auf, zog einen alten Lederkoffer unter dem Bette hervor, mischte einen Trunk aus verschiedenen dunkeln Fiolen, die sich darin befanden, ließ mich denselben leeren und sagte, ich solle jetzt nur wieder zu Bette gehen, er bürge mir dafür, daß ich gut schlafen werde. — Er hatte sich nicht geirrt. Kaum hatte ich mich wieder niedergelegt, so schlief ich fest ein und erwachte erst am nächsten Morgen zu einer außergewöhnlich späten Stunde.

Soden holte mich bald darauf ab, um mit ihm zu frühstücken. Nach der Mahlzeit forderte er mich zu einer Promenade außerhalb der Stadt auf, um ungestört mit mir berathen zu können, auf welche Weise ich dem Winke des Geistes folgen könne. Nach langem Hin- und Herreden kamen wir dahin überein, daß es zunächst gerathen sein würde, Nachforschungen nach dem Manuscript in Leyden anzustellen. Die Schwierigkeit für mich war nur, mich dorthin zu begeben, da ich befürchten mußte, daß meine Eltern ihre Zu-

stimmung zu einer nicht zu motivirenden Uebersiedlung nach Leyden verweigern würden. — Soden half mir aus dieser Verlegenheit. Er erbot sich, die Reise für mich zu machen und die genauesten Nachforschungen anzustellen. Es wäre mir unmöglich gewesen, einen besseren Stellvertreter zu finden: denn alte Manuscripte suchen und finden war eine Specialität, auf die Soden sich, wie er mir sagte, ganz besonders geworfen hatte.

Ein paar Monate später erhielt ich einen etwas beunruhigenden Brief von meinem Vater. Er wünschte zu wissen, was ich mit all' dem Gelde, das er mir schickte, anfange. Ich durfte ihm nicht sagen, daß die Nachforschungen in Leyden ziemlich kostspielig seien; aber ich versprach, in Zukunft sparsamer zu leben, und schränkte mich denn auch so sehr ein, daß ich, ohne große Schulden zu machen, mit meinem Wechsel meinen Unterhalt bestreiten und gleichzeitig die Arbeiten in Holland fortsetzen lassen konnte.

Um diese Zeit empfing ich einen Brief von Soden, in dem er mir sagte, er habe in Leyden viel Interessantes, aber nicht Das gefunden, was er für mich suche, und er beabsichtige nun, nach H. zurückzukehren. Aus einigen Andeutungen in seinem Briefe glaubte ich ersehen zu können, daß er vielleicht geneigt sein würde, seine Nachforschungen für mich in Paris fortzusetzen

Dazu bedurfte es aber einer, für meine damaligen Verhältnisse, bedeutenden Summe Geldes; und da ich über eine solche nicht verfügen konnte, so beschloß ich, nach meiner Heimath zu reisen, um mir das Geld im Geheimen von meiner Mutter geben zu lassen.

In meinem elterlichen Hause war, während meiner Abwesenheit, eine große und traurige Veränderung vorgegangen. Meine gute Mutter war sehr leidend. Mein Vater hatte mir dies, um mich nicht zu beunruhigen, verschwiegen. Er theilte mir nun mit, daß meine Mutter schwermüthig geworden sei und daß die Doctoren anempfohlen haben, sie nach einer Heilanstalt für Geisteskranke zu senden, da zu befürchten sei, daß sie den Versuch machen werde, sich das Leben zu nehmen.

Ich war sehr niedergeschlagen über diese Nachricht. Meine Mutter war mir stets die zärtlichste, nachsichtigste Freundin gewesen. Ich begab mich auf ihr Zimmer. Sie empfing mich ruhig, als seien kaum ein paar Stunden vergangen seitdem wir uns gesehen, und klagte nur darüber, daß sie Kopfweh habe, schlecht schlafe und an Appetitlosigkeit leide. Nach meinem Befinden, für das sie früher ängstlich gesorgt hatte, erkundigte sie sich gar nicht. — Als mein Vater, der mit mir in das Zimmer getreten war, einen Augen-

blick den Rücken kehrte, winkte sie mir schnell und bedeutsam zu und gab mir durch heftige Geberden zu verstehen, daß sie mich allein sehen wolle. — Es wurde mir nicht schwer, diesem Wunsche zu willfahren. Ich verließ das Zimmer mit meinem Vater, sagte ihm ganz offen, die Kranke scheine mit mir sprechen zu wollen und bat ihn, unsere Unterredung nicht zu stören.

Sobald meine Mutter mich allein zurückkommen sah, sprang sie in die Höhe und ging mir schnell entgegen. Dann schloß sie mich leidenschaftlich in ihre Arme; aber anstatt mich zu küssen, hauchte sie mir ihren heißen Athem in das Gesicht; dann trat sie einen Schritt zurück und schüttelte die ausgestreckten Hände über meinem Kopf, in der Art der Magnetiseure, wenn diese das ihnen innewohnende Fluidum auf ein anderes Individuum übertragen wollen.

Ich wich erschreckt zurück: „Mutter, was soll das bedeuten?“ fragte ich.

„Hsch . . Hsch . . mein Sohn!“ flüsterte sie geheimnißvoll . . . „Ich schenke Dir den Rest meines Lebens . . . Es ist mir zur Last, zur Last! Ich will sterben, bald sterben.“

Sie sah bereits wie eine Sterbende aus: entsetzlich abgemagert; das graue, wüste Haar die bleiche Stirn und die hohlen Wangen bedeckend. Die Augen glänzten

mit furchtbarer Intensität aus tiefen, dunkeln Höhlen hervor.

Sechs Stunden später, am Abend jenes Tages, lag sie im heftigsten Fieber, irreredend auf ihrem Lager; und in derselben Nacht hauchte sie ihren Geist aus. — Sie hatte mir den Rest ihres Lebens geschenkt.

Mein armer Vater war untröstlich. Ich durfte nicht daran denken, ihn zu verlassen. Ich blieb drei Monate lang bei ihm. Dann kehrte ich nach H. zurück, um meine auf so traurige Weise unterbrochenen Studien fortzusetzen. — Der Tod meiner Mutter hatte mich in den Besitz eines bedeutenden Vermögens gesetzt, dessen Verwaltung ich selbstredend meinem Vater überlassen hatte, aber von dem mir, auf mein Gesuch, eine gewisse Summe überwiesen worden war, die ich zur Fortsetzung der Nachforschungen nach dem Manuscript benutzen wollte. — Ich hatte meinem Vater gesagt, ich gebrauche das Geld zu wissenschaftlichen Zwecken; und da es sich nicht um einen großen Betrag handelte, und mein Vater wenig aufgelegt war, sich, unmittelbar nach dem Tode meiner Mutter, um geschäftliche Fragen zu kümmern, so wurde mir die verlangte Summe ohne Weiteres ausgehändigt. — Ich schickte einen Theil davon an Soden und bat ihn, für

mich nach Paris zu gehen und keine Mühe zu scheuen, um das Manuscript zu finden.

Die ersten Briefe, die ich von meinem Abgesandten erhielt, waren nicht sehr ermuthigend. Dann schrieb er, er glaube endlich auf der richtigen Spur zu sein, und bald darauf konnte er mir mittheilen, er habe das Manuscript gefunden, habe es gesehen und in Händen gehabt; unglücklicherweise sei es Eigenthum eines directen Nachkommen des alten Gelehrten, der um keinen Preis gestatten wolle, daß eine Abschrift davon genommen werde. Soden schlug mir vor, ich solle selbst nach Paris kommen und versuchen, den Besitzer der Handschrift zu überreden, meinen Wünschen nachzugeben.

Ich machte mich sofort auf den Weg nach Frankreich. Die Reise war zu der Zeit noch lang und beschwerlich, denn die Eisenbahnverbindung zwischen Paris und Deutschland war noch nicht vollständig hergestellt.

Soden empfing mich am Bahnhofe und führte mich nach seiner, im Quartier Latin gelegenen Wohnung. Während der Fahrt dorthin bestätigte er mir, daß seine Bemühungen, eine Abschrift der Handschrift zu erhalten, erfolglos geblieben seien. Er habe nur einen Blick in das Manuscript werfen können: es sei

in lateinischer Sprache verfaßt und enthalte auf 144 großen Folio-Seiten eine Masse merkwürdiger Recepte und zwei längere Abhandlungen über die Zusammensetzung und Zubereitung eines Lebenselixirs. — Die Art und Weise, wie Soden das Manuscript entdeckt hatte, war sehr merkwürdig; aber da dies mit meiner Geschichte nichts zu thun hat, so schweige ich darüber. — Der Zufall hatte ihm geholfen.

Der Besitzer des Manuscripts war ein verarmter italienischer Edelmann. Seine Urahne war die leibliche Tochter des alten Gelehrten gewesen. Das Manuscript war immer in seiner Familie geblieben, und es konnte kein Zweifel darüber obwalten, daß dasselbe authentisch sei.

Ich wurde am nächsten Tage von Soden zu dem Besitzer der Handschrift geführt, und fand in einer ärmlichen Wohnung, ebenfalls im Quartier Latin gelegen, einen noch jungen, sehr höflichen, aber dessen ungeachtet nicht sonderlich sympathischen Mann, mit dem ich mich übrigens nur schlecht verständigen konnte, da ich italienisch gar nicht sprach und auch im Französischen nur wenig Uebung besaß.

Der Italiener holte das Manuscript aus einem alten, eisernen Kasten. Es war in ein verblichenes, seidenes Tuch eingewickelt. Auf dem ledernen, alt-

modischen Einband erkannte man undeutlich ein gräfliches Wappen, das in Gold auf denselben gepreßt worden war.

„Das Wappen meiner Familie," sagte der italienische Edelmann.

Ich öffnete den Band mit einem andächtigen, geheimnißvollen Schauern. Das Manuscript war wunderbar erhalten. Die Dinte und das Papier waren zwar vergilbt; aber das schöne, alte, feste Papier war so unversehrt, die Schrift so klar und deutlich, die Seiten so makellos rein, daß man keinen Zweifel darüber hegen konnte, daß alle Generationen, welche das kostbare Manuscript besessen, es auf das sorgfältigste aufbewahrt hatten.

Ich blieb drei Wochen in Paris. Ich sah den Italiener häufig. Soden wohnte all' meinen Unterredungen mit ihm bei, um, wenn es nöthig wurde, als Dolmetscher behülflich sein zu können; aber er mischte sich beinah nie in meine Unterhaltung mit dem Grafen. Dieser ließ sich endlich überreden, mir das Manuscript zu verkaufen. Er forderte eine hohe Summe, mehrere Tausend Thaler dafür; ich feilschte nicht und versprach dieselbe zu zahlen.

Ich schrieb meinem Vater, sagte ihm, ohne auf Details einzugehen, daß ich ein werthvolles Werk zu erwerben wünsche, und bat ihn, mir die dazu nöthige

Summe in Paris anweisen lassen zu wollen. — Mein Vater schickte mir das Geld ohne Säumen. — Ich übergab, wie dies verabredet worden war, den Kaufpreis an Soden, und dieser brachte mir am selben Abend das Manuscript. — Wenige Tage darauf kehrte ich nach Deutschland zurück.

Soden blieb in Paris. Ich wandte mich bald nach meiner Rückkehr nach H. an ihn, um ihn zu bitten, mir bei der Uebersetzung der Handschrift behülflich sein zu wollen. Mein Brief blieb ohne Antwort. — Lange Jahre nachher hörte ich erst wieder von ihm. Er schrieb mir aus Amerika, wohin er ausgewandert war; erzählte mir, daß er sich verheirathet habe, daß seine Frau kürzlich gestorben sei und daß er nun nach Europa zurückzukehren beabsichtige. Er sagte mir, es sei ihm jenseits des Oceans schlecht gegangen, und er bat mich um ein Darlehen, das ich für ihn an seinen Schwager, einen Herrn Millner, wenn ich nicht irre, adressiren sollte. — Ich schickte ihm das Geld, und er zeigte mir den Empfang desselben an. Gleichzeitig theilte er mir mit, daß seine Abreise von Newyork auf einige Zeit hinausgeschoben sei. — Seitdem habe ich nichts wieder von ihm gehört. Er ist vielleicht gestorben. Wenn er noch lebt, so muß er ein Greis sein."

Herr Claaßen hatte schnell, ohne anzuhalten ge-

sprochen. Aber von dem „Stündchen", für das er meine Aufmerksamkeit beansprucht hatte, war die Hälfte bereits hingegangen, und er schien noch immer an der Vorrede zu seiner Geschichte zu sein. Ich steckte mir also eine frische Cigarre an, schenkte mir ein zweites Glas Punsch ein und bereitete mich darauf vor, die Fortsetzung der Erzählung zu hören. Ich sah voraus, daß mich dieselbe noch lange wach halten würde. Herr Claaßen wartete bis ich wieder ruhig vor ihm saß. Dann fuhr er fort:

III.

„Das Manuscript hat den allergrößten Einfluß auf mein ganzes Leben ausgeübt. — Bald nach meiner Rückkehr nach H. beschloß ich, mich dem Studium desselben ausschließlich zu widmen. — Ich verließ zu dem Zweck die Universität und kehrte nach K., meiner Vaterstadt, zurück. Dort ließ ich mich in meinem elterlichen Hause nieder. Mein Vater, der ein einsames Leben führte, war so froh darüber, mich fortwährend in seiner Nähe zu haben, daß er die Gründe, weshalb ich meine Universitätsstudien zu unterbrechen wünschte, schnell billigte. Ich sagte ihm, ich habe ein merkwürdiges Manuscript aus dem XVII. Jahrhundert entdeckt und beabsichtige, dasselbe mit Noten und Commentaren zu veröffentlichen. Die Arbeit, so meinte ich, werde mir mehr Ruhm und Ehre einbringen, als ich durch Vollendung meiner Studien auf der Universität erreichen könne. — Mein Vater war damit einver-

standen. Eine bequeme Wohnung wurde in dem einen Flügel des Hauses für mich eingerichtet, und dort verlebte ich die ruhigsten Jahre meines Lebens.

Die Uebersetzung des Manuscripts gab mir unendlich viel zu schaffen. Zwar war es in elegantem und leicht verständlichem Latein geschrieben, aber der Sinn einiger Sätze blieb mir oft wochenlang verborgen; und ich verbrachte schlaflose Nächte, um denselben zu ergründen. — Ich verlor darüber alles Interesse an der Außenwelt. Mein Vater war, so zu sagen, der einzige Mensch, den ich sah; und auch mit ihm war ich nur während der Mahlzeiten und der Spaziergänge, bei denen ich ihn begleitete, zusammen. — Mein Gesundheitszustand flößte ihm Besorgniß ein. Er erkundigte sich angelegentlich nach dem Gegenstand meiner Studien. Ich sprach ganz offen mit ihm davon. Er schüttelte ungläubig das Haupt.

Eines Tages überraschte er mich in meinem Zimmer. Er war in Gesellschaft eines berühmten Gelehrten, Professors an der Universität von H. Dieser sagte mir, er habe von dem seltenen Manuscript, das in meinem Besitz sei, sprechen hören und bäte um die Erlaubniß, dasselbe in Augenschein nehmen zu dürfen. Ich zeigte es ihm. Er ging damit an das Fenster, zog eine Lupe aus der Tasche und prüfte es aufmerk-

sam. Er las auch einige Seiten darin durch. Dann gab er es mir, ohne ein Wort zu sagen, zurück und verließ mit meinem Vater das Zimmer.

Am nächsten Tage zeigte mir dieser an, seine Gesundheit mache es nothwendig, daß er einen großen Arzt in Berlin consultire. Er bat mich, ihn zu begleiten. Ich konnte dies Gesuch nicht abschlagen, obschon es mir schwer wurde, mich von meinen Studien zu trennen.

Ich begleitete meinen Vater zu dem berühmten Arzte. Dieser unterhielt sich zunächst mit meinem Vater und verordnete ihm Verschiedenes, vor allem Zerstreuung, eine Reise nach Italien z. B. Darauf wandte er sich an mich und ließ sich in eine lange Unterredung mit mir ein. Er war ein unangenehmer Mann; er hatte eigenthümliche, schroffe Ansichten, und ich mußte mich über Vieles, was er sagte, ärgern. Ich erinnere mich, daß ich, trotz des bekümmerten Gesichtes, das mein Vater dazu machte, sehr heftig wurde. Dies schien Eindruck auf den Arzt zu machen, denn er wurde plötzlich wieder höflich und freundlich. Er fand, daß ich angegriffen aussehe, untersuchte mich aufmerksam und, sich an meinen Vater wendend, sagte er:

„Das Beste, was Sie thun können, ist, Ihren Herrn Sohn mit nach Italien zu nehmen. Er bedarf

der Erholung und Zerstreuung beinah ebenso wie Sie. Aber erlauben Sie ihm nicht, zu arbeiten. Lassen Sie ihn sich viel Bewegung machen und sich amüsiren."

Damit wurden wir Beide entlassen, und sobald wir in der Straße angelangt waren, sagte mir mein Vater, er hoffe, daß ich ihn nach Italien begleiten werde. Er sei alt; er könne und wolle nicht allein reisen; er habe keinen bessern Freund als mich und er rechne auf meine Gesellschaft.

Ich durfte dagegen Nichts einwenden. Ich nahm mir vor, mein Manuscript mitzunehmen und meine Studien während der Reise fortzusetzen. Aber davon wollte mein Vater Nichts hören. Er verlangte, daß ich mich ihm ausschließlich widmen solle; und ich mußte, obschon mit schwerem Herzen, seinem Gesuche nachgeben.

Unsere Reise war eine angenehme; nur hatte ich, zu Anfang, über die Tyrannei meines Vaters zu klagen, der mir nicht die geringste Freiheit schenken wollte und mich zwang, Tag und Nacht in seiner Nähe zu bleiben. — Dies änderte sich jedoch, als wir in Rom angekommen waren. Mein Vater traf dort mit einigen alten Bekannten zusammen, mit denen er die Zeit angenehm verbrachte, und er billigte es vollständig,

daß ich meinerseits die Gesellschaft jüngerer Leute aufsuchte, um mich zu zerstreuen.

„Alles, was ich von Dir verlange," sagte er, „ist, daß Du Dich so viel wie möglich amüsirest und jede Arbeit ruhen läßt. Es scheint mir, daß ich kein allzustrenger Vater bin, und daß Du Dich dem, was ich Dir vorschreibe, wohl unterwerfen kannst."

Ich that dies und befand mich bei dem Leben, das ich nun führte, auch bald recht wohl. Ich hatte bis jetzt nur in Gesellschaft von Männern und Büchern gelebt. Die schönen Frauen und Mädchen, mit denen ich in Rom bekannt wurde, erschienen mir überaus liebenswürdig und anmuthig; und es dauerte nicht lange, so kannte ich kein größeres Vergnügen, als mit ihnen zusammen zu sein. Wenn ich dann des Abends meinem Vater berichtete, daß ich den Tag in der angenehmsten Weise verbracht, mit jungen Männern und Frauen und Mädchen geschwärmt, getanzt, gesungen habe, so sagte er: „Das ist recht, mein Sohn! Fahre fort. Du kannst mir keine größere Freude machen — und es thut Dir wohl."

Ich war in der That seit meiner Abreise von K. ein ganz anderer Mensch geworden. Manchmal war ich förmlich überrascht von dem Bilde, das mir der Spiegel zurückwarf. Es zeigte das lachende, blühende

Angesicht eines jungen, sorglosen Mannes, der mit hellen, freundlichen Augen vertrauend in die Welt hinausblickte. In K. hatte ich hohläugig und niedergeschlagen ausgesehen. — Meine Gedanken wanderten dann wohl nach meinem heimischen Studirzimmer zurück und ich dachte an das Manuscript, über das ich jahrelang gebrütet hatte, ohne seinen geheimnißvollen Text ganz ergründen zu können. Ich sagte mir, daß ich, wenn mein Vater geheilt sei und wir wieder in dem stillen Hause säßen, meine Arbeiten mit verjüngter Kraft und hoffentlich mit besserem Erfolge von Neuem aufnehmen werde, aber daß ich mir einstweilen Alles, was der Vergangenheit angehöre, aus dem Kopfe schlagen und nur der Gegenwart leben wolle. Dies wurde mir bald sehr leicht. — Ich verliebte mich nämlich."

Claaßen schwieg und blickte starr vor sich hin; dann leerte er ein volles Glas, und mit dem Zeigefinger drohend, sagte er, zur Luft sprechend, als sähe er dort eine Erscheinung: „Elende Creatur!" Darauf saß er noch eine Weile stumm da und dann hob er von Neuem an:

„Meine Geschichte würde zu lang werden, wenn ich Ihnen erzählen wollte, welche Kunstgriffe man anwandte, um mich in die Falle zu locken, in die ich

schließlich fiel. — Ich war reich, und man wußte es. Ich war gutmüthig, leichtgläubig — man beutete dies schändlich aus. Ich war sieben und zwanzig Jahre alt und hatte nicht mehr Erfahrung als ein Schüler haben kann, dessen Leben unter der Aufsicht und Leitung seiner Eltern und Lehrer dahingeflossen ist. — Sie hatte bereits ein bewegtes, reiches Leben hinter sich, obgleich sie erst zwei und zwanzig Jahre zählte. Sie hatte sich als achtzehnjähriges Mädchen mit einem alten, vornehmen Manne verheirathet, dessen Titel und Stellung sie bestochen hatten, und von dem sie getäuscht worden war, denn er hatte sich für reich ausgegeben und besaß nichts. Als er, zwei Jahre nach seiner Verheirathung, starb, ließ er die junge Wittwe mittellos. Aber sie wußte sich zu helfen. Sie fand Leute, die ihr Geld borgten: auf ihren großen Namen, ihre unwiderstehliche Schönheit, ihre Jugend, ihre Klugheit, ihr Vertrauen auf eine reiche Zukunft. — Ich war wie weiches Wachs in ihrer Hand. Nachdem ich sie sechs Wochen kannte, lebte ich nur noch für sie, durch sie; und als sie mir ihre Hand reichte, um die ich sie auf den Knieen flehentlich gebeten hatte, da glaubte ich mich der glücklichste der Sterblichen.

Mein Vater war erstaunt, als ich ihm meine Verlobung mit der Gräfin Susanne von S. anzeigte und

ihn bat, seine Zustimmung zu meiner Verheirathung mit ihr zu geben. Er schien zuerst an eine Mystification zu glauben und wollte die Sache gar nicht ernsthaft erwägen. Aber als ich ihm sagte: „Vater, wenn Du mich verhinderst, Susanne zu heirathen, so werde ich vor Gram sterben, oder mich aus Verzweiflung um's Leben bringen", da sank er seufzend und jammernd auf einen Stuhl und rief ein über das andere Mal: „Weshalb habe ich Dich unbewacht gelassen? Oh, ich Unglücklicher!"

Er versuchte, mich durch zärtliche, freundliche Reden von meinem Vorsatze abzubringen: „Gib die Frau auf", sagte er. „Arj! Thue es Deinem alten Vater zu Liebe. Du machst Dich und mich unglücklich, wenn Du bei Deinem Vorhaben beharrst."

Aber ich war verstockt. Das Weib hatte mir einen Trank eingegeben, der meine Sinne berückte. Das Flehen meines Vaters, den ich so innig liebte, rührte mich nicht mehr, als wäre ich von Stein gewesen.

„Mein Leben und mein Glück hängen an Susanne", sagte ich. „Trennst Du mich von ihr, so muß ich verderben."

Wochenlang widerstand mein Vater noch; dann, als er sah, wie mich Aufregung und Liebesgram ver-

zehrten, gab er endlich seine Einwilligung. — Der Heirathscontract wurde in Rom gezeichnet. Susanne war entrüstet über gewisse Clauseln, die mein Vater in demselben aufgenommen hatte, und die es, ihr sowohl wie mir, unmöglich machten, über mehr als einen geringen Theil der Capitalien, die ich nach dem Ableben meines Vaters zu erwarten hatte, zu verfügen. Sie sah darin den Beweis verletzenden Mißtrauens. Ich bot meine ganze Beredtsamkeit auf, um sie zu beruhigen.

„Was schadet das Alles?“ sagte ich. „Mein Vater mag mißtrauisch sein; aber weißt Du nicht, daß ich Dir mit Leib und Seele ergeben bin?“

Da sah sie mich mit einem ganz eigenen Blick an und dann lachte sie plötzlich und klopfte mir auf Wangen, wie einem Kinde: „Nun ja, Arj“, sagte sie; „mag es sein! Ich denke auch, Du und ich, wir werden uns schon verständigen.“

Bald darauf verheiratheten wir uns und gleich nach der Hochzeit führte ich meine junge schöne Frau nach K., in das väterliche Haus, das fortan ihre Heimat werden sollte.“

Als Herr Claaßen an diesem Punkt seiner Erzählung angelangt war, erhob er sich langsam und pochte mit dem gekrümmten Mittelfinger der rechten

Hand mehrere Male bedeutsam auf den Tisch. Darauf sah er mich so fest und scharf an, daß mir geradezu unheimlich unter seinem Blick wurde und dann flüsterte er geheimnißvoll:

„Sie hatte mir einen Liebestrank eingegeben . . meinen Vater hat sie getödtet — vergiftet. Sie war Meisterin in allen bösen Künsten."

Ich sah Herrn Claaßen verwundert an. Er beantwortete meine stumme Frage durch gewichtiges Nicken und Winken. „Ja, ja", sagte er darauf; „das wundert Sie! — Sie war eine Hexe. Ich entdeckte es erst, als es zu spät war; und Niemand wollte mir glauben. Die schwachköpfigen Narren wähnten, Wunder wie klug zu sein, als sie mich auslachten. — Ungläubigkeit läßt vieles Schlechte ungestraft und erschwert das Vollbringen mancher guten That! Ich, Arj Claaßen, weiß ein trauriges Lied davon zu singen."

Darauf setzte er sich wieder nieder und sprach ruhig weiter:

„Sechs Monate, nachdem ich mich verheirathet hatte, starb mein Vater. Es war inmitten des bittern, nordischen Winters. Ich war trostlos und verschloß mich vier und zwanzig Stunden lang in meinem Zimmer, ohne Nahrung zu mir zu nehmen, ohne irgend Jemand sehen zu wollen. — Als ich am nächsten

Morgen in die Kammer trat, in der die Leiche des Mannes, der mich über Alles geliebt hatte, auf dem Todtenbette starr und kalt ausgestreckt lag; als ich in das schöne, ruhige, strenge, abgemagerte Antlitz sah, da übermannte mich entsetzlicher Jammer und ich weinte und stöhnte laut. — Susanne trat in das Zimmer und sagte kalt:

„Du geberdest Dich wie ein Wahnsinniger. Die Leute laufen auf der Straße zusammen. Verlaß' diesen Raum."

Ich war in tiefster Seele empört. Ich hatte schon verschiedene Male Grund gehabt, an ihrer Güte zu zweifeln; nun erkannte ich mit Gewißheit, welch' herzloses, böses Geschöpf sie sein müsse, um den Sohn von dem Todtenbette des Vaters verscheuchen zu wollen. Ich sah sie finster an. — Sie erbleichte und entfernte sich.

Als ich allein war, trat ich wieder an das Sterbelager meines Vaters. Es that mir weh, ihn so kalt und vereinsamt daliegen zu sehen. Er hatte immer Gesellschaft und Wärme geliebt, und nun war er so verlassen in der eisigen Stube. Ich ließ ein großes Feuer anzünden und dann begab ich mich zu einigen alten Freunden meines Vaters, um sie zu bitten, sich in dem Zimmer, in dem die Leiche lag, zu versammeln.

— Sie sahen mich verwundert an; sie versprachen zu kommen; aber sie erschienen erst im Laufe des Nachmittags und blieben nur kurze Zeit. — Der Doctor, der meinen Vater behandelt hatte und mich seit meiner Geburt kannte, nahm mich bei Seite und sagte mir, ich möge alle Maßregeln, die bei dem Begräbniß zu treffen seien, ihm überlassen. Er wisse, was zu thun sei und sich schicke; wogegen die Verordnungen, die ich treffen zu wollen scheine, Aufsehen erregen. Es sei die Pflicht wohlerzogener Leute, dies zu vermeiden; das Andenken Verstorbener durch eine ernste, ruhige Feier zu ehren. — Ich gab diesen Vorstellungen nach.

Nach der Beerdigung meines Vaters zog ich mich ganz von der Welt zurück. Das Verhältniß zwischen meiner Frau und mir war ein äußerst peinliches geworden. Ich konnte ihr ihr Benehmen am Todtenbett meines Vaters nicht verzeihen, und sie schien sich vor mir zu fürchten. Sie vermied, allein mit mir zu sein, ging mir überall aus dem Wege und sah mich eigentlich nur in Gegenwart der Diener, während der kurzen Mahlzeiten, wo sie mir stumm und theilnahmlos gegenüber saß.

Ich hatte meine alte Wohnung in einem entlegenen Theile des Hauses wieder bezogen und beschäftigte mich nun dort von Neuem mit der Uebersetzung meines

Manuscripts, das ich während der ersten Monate meiner Verheirathung und der langen Krankheit meines Vaters gänzlich vernachlässigt hatte. — Vieles von Dem, was mir in dem Werke früher unverständlich gewesen war, wurde mir nun klarer. Ich erkannte, daß der große Geist, der seine göttliche Weisheit vor Hunderten vor Jahren in der kostbaren Handschrift, die nun in meinem Besitze war, niedergelegt hatte, nicht gewillt gewesen war, mit gewöhnlichen Sterblichen zu verkehren, sondern, daß der tiefe, verborgene Sinn seiner geheimnißvollen Sprache für Geistesgenossen bestimmt war, die denselben ergründen, errathen, ja, nicht selten vervollständigen mußten. — Ich vertiefte mich so vollständig in dieses edle Studium, daß die Außenwelt bald jedes Interesse für mich verlor. Ich vernachlässigte darüber Vieles, womit sich die Alltagsmenschen beschäftigen und will gern zugestehen, daß, der großen, uneingeweihten Menge gegenüber, Manches in meinem Benehmen sonderbar erscheinen mußte.

Eines Tages, als ich wie gewöhnlich in meinem Arbeitszimmer mit der Entzifferung des Manuscripts beschäftigt war, meldete mir der Diener, daß drei Herren im Wohnzimmer auf mich warteten und mich

sofort zu sprechen wünschten. Der Eine von ihnen, so sagte mir der Diener, wäre der alte Hausarzt.

Ich war verdrießlich, bei meiner Arbeit gestört zu werden, und gab mir nicht einmal die Mühe, meinen Anzug zu ordnen, um den unerwarteten und unerwünschten Besuch zu empfangen. Die drei Herren kamen mir höflich grüßend entgegen. In dem einen erkannte ich den berühmten Doctor, den mein Vater vor unserer Reise nach Italien consultirt hatte; der andere war, wie der Bediente bereits gemeldet, unser alter Hausarzt; den dritten kannte ich nicht. — Ich blieb mißtrauisch und mißmuthig vor ihnen stehen und fragte kalt, was mir die Ehre dieses Besuches verschaffe. Sie antworteten darauf nicht, sondern fingen an, verschiedene, vollständig unnütze Fragen an mich zu richten. Ich ärgerte mich über ihr unmotivirtes Eindringen in mein Privatleben und gab dies durch meine Antworten deutlich zu erkennen. Aber die Indiscretion der drei Menschen schien eine beabsichtigte zu sein, denn sie fuhren, unbekümmert um meine üble Laune fort, mich auszuforschen, mir zu widersprechen und mich dadurch schließlich dermaßen zu reizen, daß ich sagte, ich müsse sie ersuchen, mein Haus zu verlassen und würde, wenn sie meinem Gesuche nicht ungesäumt Folge leisteten, Gewalt anwenden, um meine,

von ihnen in sonderbarer Weise verkannten Rechte als Hausherr zur Geltung zu bringen. — Darauf wurden sie wieder höflich und artig und bald darauf verließen sie mich mit der Bitte, ich möge mich beruhigen, es walte ein Mißverständniß ob, sie haben durchaus nicht die Absicht gehabt, mich zu beleidigen. — Als sie die Thür aufmachten, um sich zu entfernen, sah ich Susanne hinter derselben stehen. Sie hatte gelauscht, um zu erfahren, was zwischen den Leuten und mir vorgehe.

Die Ereignisse der nächsten Tage haben sich in meinem Gedächtniß etwas verwischt. Ich muß annehmen, daß der Tod meines Vaters, die anstrengenden Studien, denen ich mich hingegeben hatte, das peinliche Verhältniß zwischen mir und meiner Frau endlich — denn ich ahnte damals bereits, daß sie die Mörderin meines Vaters sei — meine Nerven erschüttert und mir eine Krankheit, möglicherweise ein Gehirnfieber, zugezogen hatten. — Ich erinnere mich undeutlich, daß ich eines Tages in einen heftigen Streit mit meiner Frau gerieth, daß sie, um Hülfe schreiend, aus dem Zimmer stürzte, und daß ich mich plötzlich gegen zwei starke, fremde Männer zu wehren hatte, die, wie aus dem Boden gewachsen, vor mir standen, und mich nach kurzem, wüthendem Kampf, gefesselt, halb ohnmächtig auf mein Bett warfen. Dann erinnere ich

mich einer langen, peinlichen Fahrt in einem verschlossenen Wagen, in Gesellschaft der beiden fremden Männer, und endlich der Ankunft in einem stillen, freundlichen Ort, wo mich ein alter Herr mit wohlwollendem Gesichte empfing, mir die Hand nahm und sagte: „Nun seien Sie ruhig, mein lieber Herr Claaßen. Hier wird Sie Niemand mehr kränken und ärgern.“ Er führte mich darauf in ein einfach und hübsch möblirtes, reinlich gehaltenes Häuschen, das inmitten eines großen Parkes gelegen war und vor dem sich ein gutgehaltener Blumengarten befand. „Sie werden hier allein mit Ihrem Diener wohnen“, sagte er; „und ich hoffe, es wird Ihnen an Nichts fehlen und Sie werden sich über Niemand zu beklagen haben. In einer Stunde werde ich Sie zum Essen abholen, denn es wohnen hier noch mehrere Herren und Damen, und wir finden es alle bequemer und angenehmer, unsere Mahlzeiten zur selben Stunde und an derselben Tafel einzunehmen.“

Claaßen schwieg eine Weile und rieb sich das Kinn in sichtlicher Verlegenheit. Dann sah er mich schüchtern an, einem Kinde gleich, das einen von ihm begangenen Fehler eingestehen, aber sich zuvor der Nachsicht seines Zuhörers versichern will; endlich fragte er leise: „Nicht wahr, Sie glauben mir?“

„Ich glaube Ihnen Alles, Herr Claaßen", antwortete ich mit großer Bestimmtheit.

„Vielen Dank, mein hochverehrter Herr", sagte er sichtlich beruhigt. „Vielen Dank!" Darauf sprach er, mit einiger Unentschlossenheit zu Anfang, weiter:

„Es war den niederträchtigen Intriguen meiner Frau gelungen, mich in ein Irrenhaus sperren zu lassen. Ich scheue mich nicht, Ihnen dies zu sagen. Meine Meinung, auf sorgfältigem Studium der Biographien berühmter Männer und auf unermüdlicher Beobachtung meiner Mitmenschen begründet, ist, daß Jedermann — verstehen Sie mich — daß Jedermann für das Irrenhaus reif erklärt werden kann, wenn er einen böswilligen und mächtigen Feind besitzt, der sich angelegen sein läßt, alles Eigenthümliche, Sonderbare in dem Wesen des von ihm Verfolgten grell zu beleuchten, das Alltägliche, Gewöhnliche in seinen Ansichten, Charakter und Leben in den Schatten zu stellen, und den Kranken — denn an irgend einer Stelle unseres Geistes sind wir Alle nicht ganz gesund — in dieser falschen, ungünstigen Beleuchtung zu zeigen. — Ich war nicht vollständig frei von Sonderbarkeiten; — Sie werden auch die Ihrigen haben; — hatte über Manches eigenthümliche, sogenannte originelle Ansichten;

— wie Sie, wie Jedermann, der nicht ein gewöhnlicher Dutzendmensch ist; — aber ich schwöre Ihnen, bei Allem, was mir heilig ist, daß ich, nach gewöhnlichen Begriffen, bei vollem, klarem Verstande war. Ich glaube, daß mein Benehmen in der Heilanstalt, in die man mich gebracht hatte, den besten Beweis für die Richtigkeit meiner Behauptung liefert.

Ich machte mir klar, daß jeder Widerstand gegen den ungerechten Zwang, den man mir auferlegt hatte, meine Lage nur verschlimmern könne. Es gährte und kochte in meinem Herzen; ich dürstete nach Rache; aber ich verbarg, was ich empfand. Ich hatte nur einen Zweck im Auge: ich wollte den Director der Anstalt überzeugen, daß ich ein vernünftiger, unschädlicher Mensch sei. — Ich unterhielt mich häufig, lange und ruhig mit ihm. Ich schäme mich nicht, zu bekennen, daß ich heuchelte. Ich mußte es thun, um meine mir böswillig geraubte Freiheit wieder zu erlangen. Ich sagte ihm, daß ich sehr wohl begreife, wie die traurigen Ereignisse der letzten Zeit mein Gemüth tief erschüttert hätten und daß mein Geist einer besonderen und aufmerksamen Pflege bedürfe; er könne darauf rechnen, daß ich mich seinen Vorschriften unbedingt unterwerfen werde, da ich mich der Hoffnung hingebe, daß er meinen Zustand als heilbar erkennen werde und es, erklärlicher

Weise, mein innigster Wunsch sei, bald wieder in Freiheit gesetzt zu werden.

Der Director gewann nach und nach großes Vertrauen zu mir. Er sagte, ich sei der fügsamste Kranke, den er in der Anstalt habe und er zweifle kaum daran, mich nach einigen Monaten bereits, vollständig geheilt, entlassen zu können.

Ich war sehr begierig, in Erfahrung zu bringen, wie meine Frau es angefangen habe, um die Autorisation zu erlangen, mich in ein Irrenhaus einsperren zu lassen. Ich wußte sehr wohl, daß eine directe Frage über diesen Gegenstand höchst wahrscheinlich unbeantwortet geblieben sein würde, und hütete mich, eine solche an den Director zu richten. Aber ich darf mir, ohne mich zu rühmen, nachsagen, daß ich dem Arzte, der mich behandelte und der in seiner Specialität etwas ganz Ausgezeichnetes war, an allgemeiner Lebensklugheit weit überlegen war. So gelang es mir denn auch, indem ich mit vieler Geduld und in langen Zwischenräumen anscheinend unverfängliche Fragen stellte, Alles von ihm zu erfahren, was ich zu wissen wünschte.

Die drei Leute, die mich in meiner Wohnung besucht hatten, waren Aerzte gewesen: zwei von ihnen Specialisten für Geisteskranke. Sie waren von meiner Frau zu einer Consultation nach K. citirt worden und

hatten sich von dieser dermaßen beeinflussen lassen, daß sie meine Entrüstung über ihr unbefugtes Eindringen in meine Wohnung als ein Symptom von Geisteszerrüttung gedeutet hatten. — Meine Frau hatte mit teuflischer Kunst Alles zusammengestellt, was mich in der Meinung der Aerzte vernichten konnte. Sie hatte erzählt, daß Wahnsinn in meiner Familie erblich, daß meine Mutter an einer Geisteskrankheit gestorben sei, daß ich auf der Universität Hallucinationen gehabt habe und dort einem notorischen Schwindler in die Hände gefallen sei, der meine kindische, an vollständige Unzurechnungsfähigkeit grenzende Leichtgläubigkeit ausgebeutet habe, um mir ein von ihm selbst angefertigtes Manuscript zu hohem Preise zu verkaufen. Diese Handschrift sei vollständig werthlos und enthalte Nichts als verdrehte, unsinnige Phrasen und einige Recepte aus der Kinderzeit der Chemie, die aus irgend einem Werke des Mittelalters copirt worden seien. Mein Brüten und Studiren über dieses Machwerk deute an, daß es damals bereits in meinem Geiste nicht ganz richtig zugegangen sei. Mein verstorbener Vater habe dies erkannt und mich zu heilen versucht, indem er mich auf Reisen geführt und mich gezwungen habe, meine Studien aufzugeben und mich zu zerstreuen. Diese Kur sei anfänglich von bestem Erfolg gekrönt

gewesen, und man habe angenommen, daß ich wieder hergestellt sei. Aber bald nach meiner Verheirathung seien neue Symptome meiner Krankheit hervorgetreten. Nach dem Tode meines Vaters habe ich mich wie ein Wahnsinniger geberdet, und durch die sonderbarsten Anliegen, die ich an verschiedene achtbare Einwohner von K. gestellt, den deutlichsten Beweis geliefert, daß die in meiner Familie erbliche Krankheit nun auch mich gepackt habe. — Meine Frau habe dies eine Zeit lang mit Ergebung ertragen; sie habe einen Skandal vermeiden wollen und Mancherlei versucht, um mich zu heilen. Aber ich sei immer bösartiger und gefährlicher geworden; sie habe angefangen, mich zu fürchten und sei endlich im Interesse ihrer persönlichen Sicherheit genöthigt worden, ärztliche Hülfe herbeizurufen. — Zu guterletzt erfuhr ich auch, daß die Elende jetzt mein Vermögen verwalte und in der Hauptstadt lebe. Der Doctor fügte hinzu — um mir eine Freude zu machen, vermuthe ich — meine Frau werde mir einen Besuch abstatten, sobald mein Gemüthszustand dies zulässig erscheinen lasse.

Ich hörte Alles ruhig mit an und grub es unverwischlich in mein Gedächtniß ein. Ich wußte sehr wohl, daß das böse Weib keinen andern Zweck verfolgt hatte, als den, sich in den Besitz meines Vermögens zu

setzen; und ich wünschte sehnlichst die Stunde herbei, wo ich ihr dasselbe wieder entreißen und sie dadurch bestrafen könnte.

Eine lange, lange Zeit ging dahin; aber ich wurde nicht ungeduldig. Ich hatte in der Anstalt mehrere interessante Bekanntschaften gemacht; man behandelte mich dort freundlich; ich war gut gepflegt und erfreute mich vollkommener Ruhe. Ich sagte mir, daß ich noch jung sei, daß meine Rache warten könnte, daß ich keine Ungeduld an den Tag legen dürfte und vor allen Dingen bemüht bleiben müßte, den guten Ruf, in dem ich bei dem Director der Anstalt stand, aufrecht zu erhalten.

Da, eines Tages, theilte mir der Arzt mit, daß er meiner Frau gestattet habe, mich zu besuchen. Ein heftiges Zittern überfiel mich bei dieser Nachricht; aber ich sammelte mich schnell und sagte ruhig, es werde mir große Freude machen, meine geliebte Susanne wieder umarmen zu können. Bald darauf trat sie, von dem Director begleitet, in das Zimmer. Bei ihrem Anblick war es mir, als müsse ich vor Zorn vergehen. — Der Gedanke an alles Schlechte, das sie verübt, an das namenlose Elend, in das sie mich gestürzt, verwirrte meine Sinne. Ich sah ein Lächeln auf ihren Lippen, ein Lächeln teuflischen Triumphes,

das erreicht zu haben, wonach ihr falsches Herz gestrebt, als sie mir ihre Hand gereicht hatte. Ich konnte den Anblick nicht ertragen: ich sprang mit einem wilden Satze auf sie zu, packte sie an die Kehle und würde sie erwürgt haben, wenn mein Diener, der beim ersten Ruf des Doctors herbeigeeilt war, sie mir nicht entrissen und mich gebändigt hätte. — Man trug sie halbtodt aus dem Zimmer. Sobald ich das verhaßte Antlitz nicht mehr sah, wurde ich wieder ruhig.

Dieser Auftritt hatte die traurigsten Folgen für mich. Ich wußte sehr wohl, was ich gethan hatte: ich hatte Rache an der elenden Creatur nehmen wollen, die mein ganzes Leben vergiftet hatte. In meiner Handlung war nichts Unvernünftiges, Unsinniges; aber ich machte mir klar, daß der Director den Auftritt mit meiner böswillig entstellten Vergangenheit in Zusammenhang bringen und mich für wahnsinnig, tobsüchtig, rasend halten werde. Ich wußte, daß ich nun darauf zu verzichten habe, meine Freiheit bald wieder zu erlangen, und Traurigkeit füllte meine Seele.

Der Director behandelte mich mehrere Wochen lang mit großem Mißtrauen. Nachdem ich ihn aber gebeten, mir die Heftigkeit, zu der ich mich hatte hinreißen lassen, zu verzeihen und da ich mir fortwährend die größte Mühe gab, sein Wohlwollen durch Freund-

lichkeit, Sanftmuth, Ruhe zu gewinnen, so bildeten sich endlich die alten, angenehmen Beziehungen wieder, die vor dem Besuche meiner Frau zwischen ihm und mir bestanden hatten.

Die Zeit ging einförmig, schnell dahin. Ich gewöhnte mich an das Leben, das ich führte; ja, wenn ich daran dachte, daß ich außerhalb des Gefängnisses mit meiner Frau zusammentreffen könnte, und daß ich schwerlich im Stande sein werde, in ihrer Gegenwart meine Entrüstung zu bemeistern, so sagte ich mir, daß ich wohl nirgends so gut aufgehoben sein könnte als in dem stillen, freundlichen Hause, in dem ich mich befand und wo Jedermann mir freundlich und wohlwollend entgegenkam.

Monate, Jahre schwanden dahin. Die großen Festtage kamen, gingen, wiederholten sich: Ostern, Pfingsten, Weihnachten, Neujahr. Ich blieb immer in derselben Lage, blieb immer derselbe. Die Zeit hatte aufgehört, Werth für mich zu haben.

Eines Tages fiel mir ein Journal in die Hände. Das Datum war mit großen, fetten Buchstaben gedruckt, die mir in die Augen sprangen. Ich las: „den 13. October 1847.“ Es überlief mich eiskalt. Ich war am 13. October 1812 geboren; ich war also fünf und dreißig Jahre alt. — Mein Vater war gestorben, als

ich acht und zwanzig Jahre alt war, und bald darauf hatte man mich meiner Freiheit beraubt. Seit sieben Jahren war ich Gefangener! — Ich ging in mein Zimmer, setzte mich in eine dunkele Ecke, kehrte den Kopf gegen die Wand und weinte bitterlich. Sieben volle, schöne Jahre hatte man mir gestohlen! Und die Räuberin, das Weib, das meinen Namen trug, lebte in Freiheit und Freuden, das Geld verprassend, das sie mir entwunden, das sie mit dem Leben meines Vaters, mit meinem ganzen irdischen Glück erkauft hatte! Unbeschreiblicher Jammer füllte meine Seele und wochenlang war ich der Verzweiflung nahe. Aber nach und nach ging der brennende Schmerz in tiefe Wehmuth über und endlich fand ich Frieden und Ruhe; — ja, mehr als das: Hoffnung und Glück!

Ich hatte, wie ich Ihnen bereits gesagt, das mir von Soden verkaufte Manuscript jahrelang mit größtem Bemühen studirt. Ich grübelte in der Einsamkeit über Das, was ich gelesen hatte, nach. — Feder und Dinte standen zu meiner Verfügung und ich fing an niederzuschreiben, was mir von den Recepten und Lehren im Gedächtniß geblieben war. Mit der Zeit wurde Alles wunderbar klar in meinem Kopfe. Jedes Wort der Abhandlungen, über die ich vor Jahren nachgedacht hatte, fiel mir wieder ein. In wenigen Tagen war

ich im Stande, die Recepte zur Bereitung des Lebens-elixirs niederzuschreiben. Und während ich schrieb, offenbarte sich meinem Geiste Alles, was mir bis dahin in diesen Texten räthselhaft gewesen war.

Sie werden wissen, daß in der großen Menge der Uneingeweihten die albernsten Ansichten über die Zubereitung und Anwendung des Trankes, der dem Menschen Unsterblichkeit verleiht, in Umlauf sind. Ich beabsichtige nicht, dieselben hier zu widerlegen. Nur einige Hauptpunkte will ich kurz erörtern, weil dies zum Verständniß meiner Geschichte nothwendig ist.

Zwei Sachen sind zu beobachten, um das Lebenselixir mit Nutzen und ungestraft anwenden zu können: Kenntniß der mannichfachen, seltenen, unter ganz bestimmten, äußerst schwierigen Verhältnissen zu sammelnden und zu combinirenden Kräuter und Metalle, welche zur Zubereitung des kostbaren Trankes erforderlich sind — und sodann absolute Unterwerfung, während einer langen Reihe von Jahren, unter einer außerordentlich strengen Lebensdisciplin.

Ich hatte das Geheimniß der Zubereitung des Elixirs endlich erkannt; ich fühlte die Kraft in mir, alle Entbehrungen zu ertragen, allen Vorurtheilen zu trotzen, alle Pflichten zu erfüllen, um die Wirkung der Arznei zu einer segensreichen zu machen. Ich beschloß,

meinen Aufenthalt in der Heilanstalt zu benutzen, um mir Unsterblichkeit zu geben. Was kümmerten mich sieben, oder zehn, oder zwanzig erbärmliche Jahre, die eine Elende mir geraubt hatte, wenn sich tausendjähriges Dasein, unermeßlich lang, vor mir ausdehnte!

Der Director der Anstalt ertheilte mir willig die Erlaubniß, mich mit chemischen Arbeiten und Versuchen zu beschäftigen. Er betrachtete dies als eine harmlose Zerstreuung, die mir, da ich auch im Gefängniß über verhältnißmäßig große Geldmittel verfügte, nicht verweigert werden sollte. Er bestand nur darauf, daß mir ein von ihm ernannter Famulus bei meinen Experimenten behilflich sein sollte. — Ich richtete ein kleines Laboratorium ein, in dem ich fortan von früh bis spät fleißig arbeitete. Gleichzeitig fing ich an, meine Lebensweise nach den Vorschriften zu reguliren, die in dem alten Manuscript niedergelegt und die mir nun erst in ihrer ganzen Tragweite verständlich geworden waren.

Mein Geist erweiterte sich mehr und mehr. Allnächtig im Traume erschien mir der große Weise, der mich zuerst in die Geheimnisse der Magie eingeweiht hatte und offenbarte mir neue, bis dahin von keinem Sterblichen ergründete Schätze seines göttlichen Wissens. „Du hast mir vertraut“, sagte er; „herrlicher Lohn

soll Dir werden.“ — Er ward mir . . . Denn innerhalb der nächsten sechs Monate fand ich, was unsere ältesten Vorfahren dunkel geahnt, aber was vor mir kein Erdensohn entdeckt hatte: das Geheimniß, nicht nur den Tod nach Belieben fern zu halten — sondern die weit tiefere, schönere, edlere Kunst, das Leben zurückzuschrauben . . . sich allmählich wieder zu verjüngen.“

Arj Claaßen hatte die letzten Worte mit Begeisterung gesprochen; seine Augen leuchteten.

„Oh! über den kostbaren Fund! Er brachte mir Hoffnung, Glück! Nun konnte ich das Elend der Gefangenschaft ohne Murren ertragen; wußte ich doch, daß es mir gestattet sein werde, die Jahre, die ich in der Einsamkeit vertrauert hatte, wieder ungelebt zu machen. — Die große, selige Zufriedenheit, die mein Herz füllte, äußerte sich in meinem ganzen Wesen. Ich wurde der freundlichste, wohlwollendste Mensch; ich glaube sagen zu dürfen, ich wurde, im wahren Sinne des Wortes, ein liebenswürdiger Mensch. Alle, die mich umringten: der Director, mein Diener, die Kranken, und darunter viel böswillige, eigensinnige Geschöpfe, schlossen sich freundlich, zutraulich an mich an.

Und so gingen wieder Jahre dahin, viele, lange Jahre. — Der alte Director starb. Wir begruben ihn.

Ein neuer kam an seine Stelle. Er schenkte mir bald dasselbe Wohlwollen, dessen ich mich unter seinem Vorgänger erfreut hatte; — und eines Tages, im Winter des Jahres 1857, brachte er mir die Kunde von dem Tode meiner Frau. Ich nahm die Nachricht mit vollständigem Gleichmuth auf und sagte nur: „Gott sei ihr gnädig!“ — Aber nun, da mein böses Genie von der Oberwelt verschwunden war, dürstete mich nach Freiheit.

Ich ließ mich bei dem Director anmelden und hatte eine lange Unterredung mit ihm. Ich hatte mich zu derselben sorgfältig vorbereitet; ich wußte, daß ich mich verstellen müßte, daß ich, der ich allen anderen Menschen an Weisheit so unendlich überlegen war, mir den Anschein zu geben hatte, als wisse ich davon nichts, als halte ich mich im Gegentheil für ein geistesarmes, geistesschwaches Geschöpf. Ich that dies. Es war mir ein neuer Beweis meiner Ueberlegenheit.

„Herr Director“, sagte ich, „Sie kennen mich nun seit einer langen Reihe von Jahren. Bin ich ein schlechter, bin ich ein gefährlicher Mensch? Ist es möglich, ein harmloseres Leben zu führen als das, welches Sie mich hier leben sehen? — Ich weiß, daß ich vor langen Jahren, unter dem Einfluß heftiger Schmerzen, leidenschaftlichen Zornes, Handlungen begangen habe,

welche es im Interesse der Gesellschaft und in meinem eigenen nothwendig machten, mich hierher zu bringen. Aber seitdem sind siebenzehn Jahre dahin gegangen! — Siebenzehn Jahre! — Ich bin nun fünf und vierzig Jahre alt. Der schönste Theil meines Lebens ist dahin. Lassen Sie mich den kurzen Rest desselben noch genießen; verurtheilen Sie mich nicht zu lebenslänglicher Gefangenschaft. Ich habe nicht verdient, so grausam bestraft zu werden. — Das einzige Wesen, dem ich hätte gefährlich werden können, meine Frau ist todt. Es lebt heute Niemand in der ganzen, großen Welt, für den ich andere Gefühle als Gefühle des Wohlwollens hege. Geben Sie mich frei, damit ich, im Bereich meiner Kräfte, noch Gutes im Leben thun kann. — Ich bin ein wohlhabender Mann. — Sie haben arme Leute in Ihrer Anstalt. Ich verspreche Ihnen reichliche Hülfe für dieselben; ich will, daß meine Wohlthätigkeit sich zunächst an meinen alten Leidensgenossen bethätige; aber ermöglichen Sie mir, in weiteren Kreisen Gutes zu wirken. Ein Wort von Ihnen genügt, um mir meine Freiheit wiederzugeben. Sprechen Sie dies Wort aus! Seien Sie barmherzig — gerecht; erklären Sie mich für geheilt; oder, wenn Ihr Gewissen Ihnen dies nicht erlaubt, für unschädlich, harmlos. Ich bin es, Herr Director; und Sie wissen

es. Haben Sie Erbarmen mit einem armen Manne, der die schönsten Jahre seines Lebens elend vertrauert und der niemals Böses gewollt hat und nicht schlecht ist."

Die Thränen standen mir in den Augen und der Director war tief gerührt.

„Ich will mein Bestes für Sie thun", sagte er.

Nach einigen Tagen wurde ich von zwei fremden Herren besucht. Ich erkannte sofort Aerzte in ihnen und war auf meiner Hut. Sie fragten mich über Vieles: über meine Studien und Beschäftigungen. — Ich gab ihnen höflichen Bescheid. Der Eine wollte mich ärgern, wie sein College dies vor zwanzig Jahren gethan hatte. Ich erkannte seine Absicht und ging nicht in die Falle. „Es ist möglich, daß ich irre", antwortete ich auf seine höhnischen Bemerkungen über meine Arbeiten; „aber mein Irrthum schadet keinem Menschen und macht mich glücklich."

Bald darauf verließen mich die beiden Herren wieder, und acht Tage später brachte mir der gute Director, mit freudestrahlendem Gesichte, die Nachricht, daß ich frei sei.

„Ich gratulire Ihnen, mein lieber Herr Claaßen", sagte er, „und ich hoffe und wünsche aufrichtig, daß Sie Ihres Lebens noch während langer Jahre recht

froh werden mögen. — Sie werden sich gewissen Maßregeln zu unterwerfen haben, die Sie aber in keiner Weise behelligen werden; und ich rathe Ihnen, sich nicht dagegen zu sträuben. — Es wird gewünscht, daß Franz Braun, der Bediente, der seit Jahren zu Ihrer Verfügung gestanden hat und mit dem Sie, wenn ich nicht irre, stets zufrieden gewesen sind, auch ferner in Ihren Diensten bleibe; und ich soll Sie ersuchen, die Verwaltung Ihres Vermögens, das sich während der letzten Jahre noch um ein Bedeutendes vermehrt hat, einigen achtbaren und tüchtigen Geschäftsleuten anzuvertrauen. Sie selbst sind allen Geldangelegenheiten fremd geworden und würden nur Sorgen und Noth haben, wenn Sie sich nun plötzlich um die Administration Ihrer Capitalien bekümmern sollten. Die Herren, die Ihnen diese Arbeit abnehmen wollen, werden Ihnen soviel Geld, wie Sie nur vernünftigerweise gebrauchen können, zur Verfügung stellen. — Lassen Sie es dabei beruhen, da dies als eine der Bedingungen Ihrer Infreiheitsetzung gewünscht wird. — Sollten Sie Rath gebrauchen, so wenden Sie sich vertrauensvoll an mich. Sie haben meine Achtung gewonnen, und ich werde stets Ihr treuer Freund bleiben."

Ich sagte zu Allem willig: „ja"; wir umarmten uns; und am nächsten Tage verließ ich, unter den Segenswünschen der Aerzte, Kranken und Wärter, die Anstalt, in der ich siebenzehn Jahre lang gelebt hatte.

IV.

„Herr Claaßen“, sagte ich; „es ist sehr spät geworden. Ihre Geschichte interessirt mich wirklich ungemein; aber ich habe morgen eine weite Reise vor mir, und möchte Sie nun um die Erlaubniß bitten, mich zurückziehen zu dürfen. Ich komme nicht selten nach W., — wenigstens einmal jedes Jahr. Ich werde mir, bei meiner nächsten Anwesenheit hier, das Vergnügen machen, Sie aufzusuchen und Sie dann bitten, Ihre Erzählung beenden zu wollen.“

Ich war aufgestanden und wollte Abschied nehmen; aber ein rührend trauriger Blick, den Claaßen auf mich warf, der Blick des Kindes, dem eine erwartete große Freude plötzlich entzogen wird, ließ mich zaudern.

„Sie wollen mich verlassen?“ fragte er kleinlaut.

„Es ist spät“, antwortete ich.

„Ja, es ist spät“, wiederholte er zerstreut. Dann seufzte er tief und setzte hinzu: „Ich darf nicht er-

warten, daß meine Geschichte Sie interessire. Was ich sage klingt unwahrscheinlich. Sie hören mir wahrscheinlich zu wie Andere vor Ihnen es gethan haben: Sie glauben mir nicht . . ."

„Seien Sie versichert, Herr Claaßen", unterbrach ich, „daß ich Ihre Aufrichtigkeit nicht einen Augenblick bezweifele."

Er nickte dazu traurig. „Hier ist meine Adresse", sagte er. „Ich wohne in einem Landhause, eine Viertelstunde von hier. Jeder Kutscher kennt den Weg; jedes Kind wird Ihnen die „Villa Juventa" zeigen. Es soll mich sehr freuen, Sie bei mir empfangen zu können; aber wenn Ihre Zeit Ihnen nicht erlaubt, mich aufzusuchen, so telegraphiren Sie mir einige Worte, und ich komme dann hierher, um Sie zu sehen. Ich schlafe beinah ebenso oft im „Erbprinzen" wie bei mir zu Hause. Es ist ein Bischen einsam in meiner Villa; wogegen ich hier von Zeit zu Zeit das Glück habe, eine Bekanntschaft zu machen. — Seit Jahren habe ich nicht so liebenswürdige Gesellschaft gefunden wie die Ihrige. Es ist ein wirklicher Schmerz für mich, derselben so schnell wieder entsagen zu müssen — aber ich darf nicht indiscret sein; ich will Sie nicht zurückhalten. Auf Wiedersehen! — Nicht wahr? Auf Wiedersehen!"

Er reichte mir die Hand. Es war etwas so

schmerzlich Resignirtes in dem Ton seiner Stimme und in seiner Miene, daß mir der Muth ausging, bei meinem ersten Entschlusse zu beharren. „Ich kann morgen im Wagen schlafen", sagte ich mir. „Ich will dem armen Mann den Rest meiner Nacht schenken."

„Herr Claaßen", bemerkte ich darauf laut; „es ist sehr schmeichelhaft für mich, daß Sie an meiner Gesellschaft Gefallen finden. Ich kann meine Dankbarkeit dafür nur bezeugen, indem ich Sie nun um die Erlaubniß bitte, noch einige Zeit bei Ihnen zu bleiben. — Ist Ihnen dies genehm?"

Seine Augen leuchteten auf in Freude. „Ob es mir genehm ist?" rief er. „Nichts kann mir angenehmer sein, verehrter Freund! — Halten Sie mich nicht für einen Schwätzer, der den ersten, besten Menschen, den er antrifft, zum Opfer seiner Redseligkeit macht. Nein! — Was mich zu Ihnen hinzieht, was Sie mir als Zuhörer so werthvoll macht, ist das Vertrauen, daß Sie mir zu bezeugen die Güte haben. Sie können nicht ahnen, wie unendlich wohlthuend dies für einen einsamen Mann ist, an dem während eines langen, bewegten Lebens viele Menschen vorübergegangen sind, von denen ihn aber die meisten mit Ungläubigkeit, andere mit Spott und Hohn, nur wenige, sehr wenige mit einer richtigen Würdigung seiner Eigen-

thümlichkeiten behandelt haben. Ich bitte Sie, mir Ihre Adresse ganz genau aufgeben zu wollen. Sie sollen später von mir hören. Ich kann Ihnen vielleicht im Leben noch einmal nützlich sein.“

Ich gab ihm meine Karte, auf der meine Adresse verzeichnet war. Er kniff ein Monocle in das Auge, was dem alten Mann ein eigenthümlich stutzerhaftes Aussehen gab, las die Adresse mit lauter Stimme vor, damit ich einen etwaigen Irrthum darin corrigiren möchte, und steckte die Karte sodann in eine elegante Visitenkartentasche. Darauf bot er mir eine frische Cigarre an, bat mich, durch eine freundliche Handbewegung, meinen alten Platz einzunehmen, setzte sich mir gegenüber wieder nieder und fuhr in seiner Erzählung fort.

„Ich begab mich, von meinem treuen Diener begleitet, nach meiner Heimath und bezog dort das Haus, in dem mein Vater und meine Mutter das Zeitliche gesegnet hatten und ich geboren war. Es war seit siebenzehn Jahren unbewohnt; aber meine verstorbene Frau, die sich auf alles Geschäftliche gut verstand, hatte es von einem bejahrten Ehepaar, das schon zu Lebzeiten meiner Eltern in unserm Dienste gestanden hatte, in Stand halten lassen; und obgleich das Mobiliar nicht wenig gelitten hatte, so fand ich doch mehrere Zimmer gut genug conservirt, um mich darin,

mit Hülfe meines gewandten Dieners, bequem einrichten zu können. — Auch mein Manuscript fand ich wieder, mein geliebtes Manuscript! Es war leider nicht so sorgsam gehütet worden, wie während der Jahrhunderte, als die Nachkommen des Verfassers es aufbewahrt hatten. Das Papier war noch mehr vergilbt, die Dinte verblaßt; Motten und Würmer hatten die Seiten durchfressen und stark beschädigt; aber für Jemand, der es so genau wie ich kannte, war es noch immer leserlich und von unschätzbarem Werthe.

Meine erste Sorge war, die vorzüglichsten Aufsätze und Recepte mit den Handschriften zu vergleichen, die ich im Gefängniß aus dem Gedächtniß aufgesetzt hatte. Sonderbarer Weise stimmten sie mit dem Original nicht so vollkommen überein, wie ich dies angenommen hatte. Dies beunruhigte mich jedoch nicht. Das, was ich geschrieben hatte, war so zu sagen von dem Verfasser des Manuscripts dictirt worden und besaß dieselbe Autorität wie der Inhalt des Originals; es war gewissermaßen ein Commentar, eine Vervollständigung desselben. — Ich richtete mir ein Laboratorium ein, weit vollständiger als das, was ich früher besessen hatte, und machte mich sodann ohne Säumen an die Zubereitung des von mir entdeckten Verjüngungstrankes. — Ich lebte nun bereits seit fünf und vierzig Jahren;

zwar fühlte ich noch nichts von den Gebrechen des Alters; aber ich bemerkte doch, daß mein Körper sowohl wie mein Geist die Elasticität und Frische der Blüthe der Jugend eingebüßt hatten, und ich wollte je eher je lieber anfangen, wieder jünger zu werden. — Nach sechsmonatlicher Arbeit gelang es mir, das unschätzbare Getränk zu bereiten."

Er hielt inne und sah mich argwöhnisch an. Ich rührte mich nicht.

„Ich würde Ihnen gern von dem Elixir schenken" — erklärte er ruhig; „aber Ihnen könnte es nichts nützen. Mir allein kann es frommen. Eine der Bedingungen, unter denen der Trank mit Erfolg gebraucht werden kann, ist, daß er von demselben Menschen, der ihn anwenden will, entdeckt und destillirt worden sei. Wäre dies nicht der Fall, so würde alle Welt wissen, was ich weiß; — denn ich bin kein Egoist. Unglücklicher Weise für die arme leidende Menschheit kann ich allein Vortheil aus meiner Entdeckung ziehen."

„Ich verstehe", sagte ich.

Er nickte mir freundlich zu und fuhr fort:

„Ich machte aus meiner Beschäftigung kein Geheimniß. Das war mir nicht geboten. — Meine Familie war in K. sehr bekannt gewesen; ich fand dort

einige entfernte Verwandte, und es bildete sich bald ein Kreis wohlwollender Freunde um mich. Diesen erzählte ich bereitwillig, was Sie nun von mir erfahren haben. — Ich sah wohl, daß ich nirgends Glauben fand; aber das kümmerte mich wenig. Das positive Wissen von dem Dasein der mir innewohnenden außerordentlichen Weisheit genügte mir, um mich glücklich zu machen.

Am 13. October 1858, nachdem ich meinen 46. Geburtstag gefeiert hatte, begann ich meine Kur. Ich bemerkte mit Befriedigung, daß ich mich mit jedem Tage um einen Tag verjüngte; und am 13. October des nächsten Jahres konnte ich zu meiner unbeschreiblichen Freude meinen 45. Geburtstag feiern.

Jahr auf Jahr schrieb ich fortan von meinem Leben ab. Neue Jugend, neue Kraft zogen mit jedem Tage in mein Wesen ein und erfüllten mich mit, von Sterblichen nicht zu ahnender, Wonne.

Im Winter des Jahres 1861 machte ich in meiner Vaterstadt die Bekanntschaft eines jungen Mädchens von fünfzehn Jahren. Es war das lieblichste Geschöpf, das die Einbildung erdenken kann: frisch, heiter, lebenslustig, bildhübsch und so klug, daß sie bei Vielen für vorwitzig galt. Sie war die Tochter eines meiner Schulkameraden, und ich kam häufig in das Haus

ihrer Eltern. — Sie hatte bis vor Kurzem bei einer alten kinderlosen Tante gelebt, von der sie adoptirt worden war. Nach dem Tode dieser Verwandten, die ihr ein kleines Vermögen hinterlassen hatte, war sie in das Haus ihrer Eltern zurückgekehrt. Ich erkor sie zu meinem Liebling und benutzte jede Gelegenheit, um ihr eine Freude zu machen. Ich hatte die Genugthuung, zu sehen, daß sie sich dafür in kindlicher Dankbarkeit und Hingebung an mich anschloß.

Eines Tages, als ich in dem heimischen Wohnzimmer ihrer Eltern neben ihr saß, sagte sie plötzlich:

„Herr Claaßen, ist es war, daß Sie ein Mittel erfunden haben, wieder jung zu werden, und daß Sie damit beschäftigt sind, sich wieder jung zu machen?“

„Helene!“ rief die Mutter verweisend.

„Lassen Sie das Kind sprechen“, sagte ich. Dann wandte ich mich an sie und antwortete auf ihre Frage: „Ja, ich besitze dies Mittel; aber weshalb fragen Sie danach?“

Sie lächelte schelmisch und dann antwortete sie mir: „Ich habe, seitdem ich hier bin, viel über meine Zukunft nachgedacht. Ich werde mich natürlich eines Tages verheirathen. Nun gefällt mir aber von den jungen Leuten, die ich sehe, Keiner halb so gut wie Sie. — Wie alt sind Sie, Herr Claaßen?“

„Ich bin vor neun und vierzig Jahren geboren", antwortete ich, „und bin zwei und vierzig Jahre alt."

„Das paßt herrlich", fuhr sie fort. „Nun werden Sie noch sieben Jahre jünger; dann sind Sie fünf und dreißig und ich zwei und zwanzig Jahre alt; und dann nehmen Sie mich zu Ihrer Frau."

„Helene, Helene!" rief die Mutter wieder.

Aber ich stand auf und sagte sehr bestimmt: „Ich bitte ganz gehorsamst, meine verehrte Freundin, Ihre Tochter sprechen zu lassen; es sei denn, daß das, was sie sagt, mit Ihren Wünschen und Ansichten in Widerspruch stehe."

Die Dame wurde verlegen und entgegnete: „Helene ist ein unartiges Kind;" aber ich wandte mich nun an das junge Mädchen und fragte, ob sie im Ernst gesprochen habe.

Sie blickte lächelnd, etwas scheu, nach ihrer Mutter, und dann antwortete sie mir zutraulich: „Wenn Sie fünf und dreißig Jahre alt sind, und ich zwei und zwanzig bin, dann verheirathen wir uns, Herr Claaßen. Das ist abgemacht."

Darauf nahm ich ihre Hand und sagte feierlich: „So betrachte ich Sie als meine Braut." Dann näherte ich mich der Mutter wieder und setzte hinzu: „Mit Ihrer Bewilligung, hochverehrte Freundin." Sie ließ

meine Frage unbeantwortet; aber sie wies meinen Antrag nicht zurück. Ihre Worte waren: „Sieben Jahre ist eine lange Frist. Wir wollen später wieder von der Sache reden.“

Am nächsten Tage sagte mir Helene: „Mama hat mich gestern ausgescholten. Sie meint, es schicke sich nicht für ein großes Mädchen wie ich, so zu sprechen, wie ich gethan habe. Wir müssen die Sache vorläufig ruhen lassen; aber es bleibt bei unserer Verabredung, Herr Claaßen.“

Vier Jahre gingen dahin. Ich sah Helene zur schönsten Jungfrau heranreifen. Sie war neunzehn Jahre alt. Seit einiger Zeit war sie außerordentlich still und zurückhaltend geworden. Zwar hatte sie noch immer ein freundliches, gutes Lächeln für mich, wenn sie mich erblickte; aber sie vermied, mit mir allein zu sein; und vertrauliche Unterredungen, die früher so häufig zwischen uns gewesen waren, fanden nicht mehr statt.

Was war vorgefallen? Ich zerbrach mir den Kopf darüber und war sehr unglücklich. — Und da, eines Tages theilte mir Helenen's Vater in dürren, kalten Worten mit, als ginge mich die Sache gar nichts an, daß sich seine Tochter verlobt habe und sich in wenigen Monaten, im nächsten Frühjahr, verheirathen werde.

Ich stand sprachlos, grenzenlos verwirrt; — aber ich blieb ruhig. Mit keiner Miene, mit keinem Worte verrieth ich, was ich litt.

Ich ging nach Hause und verbarg mich in meinem Zimmer und weinte. — Mein elendes Leben zog vor meiner verdüsterten Seele vorüber: der Tod meiner Eltern, der einzigen Wesen, die mich geliebt; meine kurze, unglückliche Ehe; meine lange Gefangenschaft. Ich fragte mich, ob es sich der Mühe verlohne, noch einmal jung zu werden, nachdem mein eigenes Leben Zeugniß davon ablegte, wie wenig Freude die Jugend eines Menschen enthalten kann. Ich war nahe daran zu verzweifeln. War es nicht rathsamer, mir den Tod zu geben, als ein Leben zu fristen, daß mir keine Freude mehr versprach? — Glücklicherweise fiel mein Blick auf das Manuscript, das auf dem Arbeitstische lag. Seltsam beredt glänzten mir die alten, verblichenen Buchstaben entgegen. — Die göttliche Weisheit, die sie mich gelehrt hatten, füllte mein Herz wieder mit der Ruhe, der die Unsterblichen allein sich erfreuen können. — Was war der Kummer eines Augenblicks für ein Wesen, das der Zeit gebieten konnte für ihn still zu stehen oder gar zurückzuweichen? Ich lächelte ob der Schwäche, die mich übermannt hatte und fühlte mich stärker, mächtiger, weiser als je zuvor.

Aber meine Heimathsstadt hatte ihren Reiz für mich verloren. Ich zürnte Helene nicht; sie war meines Zornes nicht würdig; aber ich wollte nicht wieder mit ihr zusammentreffen. Drei Tage nachdem ich die Nachricht von ihrer Verlobung empfangen hatte, verließ ich K. für immer."

Herr Claaßen hielt einen Augenblick inne, wie um sich zu sammeln. Als er bemerkte, daß ich mit müden Augen nach der Uhr blickte, sagte er:

„Haben Sie nur noch wenige Minuten Geduld: meine Geschichte ist beendet."

Dann sprach er schnell weiter, als fürchte er, meine Aufmerksamkeit möge vor dem Schluß seiner Erzählung ermatten:

„Seit zwei Jahren lebe ich in großer Zurückgezogenheit in der Nähe von W. Ich habe meine Studien ungestört fortsetzen können und neue, herrliche Entdeckungen gemacht. In Folge dessen habe ich einen Entschluß gefaßt, der für mich von der allergrößten Wichtigkeit ist. — Es ist mir gelungen, den von mir zubereiteten Trank in einer Weise zu condensiren, der seine Kraft verzwanzigfacht. Ich habe ihn in dieser neuen Form noch nicht anwenden können, weil ich, um dies mit Erfolg zu thun, gewisse günstige Sterncon-stellationen abwarten muß. Aber im nächsten Jahre

darf ich das starke Getränk, das jeden andern als mich tödten würde, ungestraft einnehmen. — Ich werde dies thun . . denn . . meine Absicht ist . . .“

Er stand auf, beugte sich zu mir herüber und sagte flüsternd, langsam, jedes Wort bedeutsam betonend:

„Meine Absicht ist, mein Leben in kürzest möglicher Frist bis zu meiner Geburt zurückzudrängen.“

Er sah mich lange an, und fuhr dann mit leiser Stimme traurig fort:

„Ich habe mir klar gemacht, daß meine jetzige Existenz unter allen Verhältnissen eine elende bleiben werde. Die entsetzlichen Erfahrungen, die ich gemacht, die trüben Erinnerungen, die sich nicht aus meinem Geiste verscheuchen lassen, würden mir, so lange ich den alten Menschen mit mir herumtrage, jede Freude vergiften. Ich kann, so lange ich mein jetziges Leben lebe, nicht ungeschehen machen, daß man mich siebenzehn volle, lange Jahre im Gefängniß hat schmachten lassen; daß ich, wie selten ein Mensch, betrogen, gemißhandelt worden bin. Alles dies muß aus meinem Dasein herausgenommen werden, wenn ich wieder ruhig und glücklich werden soll, und deshalb . . .“

Er nahm jetzt wieder den feierlichen Ton an, in dem er mir die Mittheilung gemacht hatte, daß er

sein Leben bis auf seine Geburt zurückzudrängen beabsichtige:

„. . . deshalb will ich zur Wiege zurückkehren, um als Neugeborener, oder vielmehr als Wiedergeborener ein neues Leben von Anfang an beginnen zu können."

Er richtete sich, nachdem er dies gesagt hatte, empor und sah mich unruhig an.

„Glauben Sie, daß mir dies gelingen wird?" fragte er. „Oder werden Sie meiner nun auch spotten, wie Andere es gethan haben, die ich, wie Sie, in mein Vertrauen gezogen hatte?"

„Nein, Herr Claaßen", antwortete ich. „Seien Sie versichert, daß ich Ihrer nicht spotte und niemals spotten werde. Ich wünsche, daß Ihnen Ihre, in der That höchst eigenthümlichen Experimente gelingen mögen."

Er war so gerührt über diese Worte, die ich, mit aufrichtigem Mitleiden, ruhig und ernst gesprochen hatte, daß ihm die Thränen in die Augen traten.

„Ich werde Ihnen nie vergessen, daß Sie nicht an mir gezweifelt haben", sagte er. „Sie geben mir neuen Muth. Ich bin Ihr Freund für Ihr ganzes Leben. Vergessen Sie mich nicht. Ich werde oft an Sie denken."

Ich war nun ebenfalls aufgestanden und reichte ihm die Hand zum Abschied. Er nahm sie zwischen seine beiden Hände, drückte sie herzhaft und sagte:

„Auf Wiedersehen, mein lieber, werther Freund! Dank für den mir geschenkten Glauben. Ich wünsche, Ihnen noch einmal beweisen zu können, daß ich Ihre Güte anerkenne. Ich hoffe, daß mir dies gelingen wird. Vergessen Sie meine Adresse nicht: Arj Claaßen, Villa Juventa, bei W. — Auf Wiedersehen!“

V.

Im Laufe des nächsten Jahres empfing ich verschiedene, lange, leidlich confuse Briefe von meinem neuen Freunde. Ich schien durch die Aufmerksamkeit, die ich ihm geschenkt hatte, sein Herz gewonnen zu haben, denn er versicherte mich ein über das andere Mal seiner Dankbarkeit und Freundschaft und bat mich in jedem Briefe, ich möchte, wenn mein Weg mich nach W. führen sollte, nicht verfehlen, ihm einen, wenn auch nur kurzen Besuch zu machen. — Ich konnte diesem Wunsche erst im nächsten Jahre, zur Weihnachtszeit Folge leisten.

Ich fand, daß Herr Claaßen während der vierzehn Monate, wo ich ihn nicht gesehen, sehr gealtert hatte. Da mir das Datum seiner Geburt bekannt war, so konnte ich mit Leichtigkeit ausrechnen, daß er kaum sechzig Jahre alt sei. Er sah wie ein Achtziger aus: abgemagert, schwach, hülflos — und dies machte einen

betrübenden und gleichzeitig auch einen komischen Eindruck, da sein Anzug und ganzes Wesen mit seinem hinfälligen Körper in grotesker Weise in Widerspruch standen. — Er war wie ein Schüler angezogen. — Etwas Kläglicheres und Lächerlicheres als die dünnen Beinchen, die in Kniehosen und langen bunten Strümpfen staken, kann man sich kaum vorstellen. Ein breiter, weiter Hemdenkragen, der, blendend weiß, über dem Kragen eines kurzen Jäckchens gefaltet war, und unter dem er ein buntes, seidenes Halstuch in losem Schifferknoten gebunden hatte, ließ seinen magern, sehnigen Hals — den Hals eines gerupften Huhnes — und sein gelbes, verschrumpftes Gesicht grauenhaft alt erscheinen.

Er begrüßte mich mit lautem, kindischem Jubel, versuchte vor mir herzuhüpfen, wobei er schwerfällig stolperte und, ohne den Beistand des Dieners, der sich ruhig und aufmerksam an seiner Seite hielt, gefallen sein würde, und führte mich in sein Wohnzimmer. Es war mit Spielzeug, wie zehnjährige Knaben es lieben, angefüllt. — Dann begleitete er mich in sein Laboratorium, in dem ich einen jungen, blassen, stillen Mann fand, den er mir als seinen Famulus vorstellte; und endlich mußte ich ihm in sein Studirzimmer folgen, um das „kostbare" Manuscript, dem er all' seine Weisheit verdankte, in Augenschein zu nehmen. Er

streichelte es sanft mit der Hand, als wäre es ein lebendes Wesen, und wies mit dem Finger auf einen Satz, der auf der ersten Seite verzeichnet stand: „Est sal Sophorum, sine quo, quicumque operatur, est sicut Sagittarius, qui sine chorda sagittat.“ — Das Manuscript sah alt und ehrwürdig genug aus, und, selbst wenn ich berücksichtigte, daß Herr Claaßen es nun bereits seit langen Jahren besaß und benutzte, mußte ich gestehen, daß derjenige, der es verfertigt, sich auf Fälschung alter Handschriften vortrefflich verstanden hatte.

Als wir uns zu Tische setzten, band der Diener Herrn Claaßen eine große Serviette um den Hals. Sie war wohl angebracht, denn die zitternden Hände des alten Mannes konnten die Speisen nur ungeschickt zum Munde führen, und das weiße Tuch war bald arg befleckt. — Er machte mich mit einer gewissen Befriedigung auf diesen Umstand aufmerksam.

Während der Mahlzeit erzählte er mir, daß er nun seit drei Monaten den von ihm gebrauten Verjüngungstrank in Form des stärksten Extractes einnehme und bereits, wie ich selbst bemerkt haben werde, mit dieser neuen Methode die wunderbarsten Resultate erzielt habe.

„Sie werden es kaum glauben“, sagte er; „aber

ich versichere Sie, daß es mir gelungen ist, mich in den letzten drei Monaten um nah' an fünf und zwanzig Jahre zu verjüngen. Meine alten Geburtstage folgen jetzt mit solcher Geschwindigkeit einer auf den andern, daß ich aufgegeben habe, sie zu feiern. Gestern bin ich elf Jahre alt geworden. — Gratuliren Sie mir nicht, werther Herr! Sie würden mir in wenigen Tagen bereits neue Glückwünsche zu meinem zehnten Geburtstage darzubringen haben. — Aber um Eins möchte ich Sie inständigst bitten: Wollen Sie die Güte haben, eine Einladung zu meinem allerletzten, oder vielmehr allerersten Geburtstage anzunehmen? . . . Mein Leben wird nunmehr nämlich folgenden Verlauf nehmen: ich werde in verhältnißmäßig kurzer Zeit vom zehnten bis ersten Jahre jung werden. Im letzten, ersten Jahre meines alten Lebens, werde ich natürlicher Weise alle Eigenthümlichkeiten eines Kindes haben, weder gehen, noch sprechen, noch verstehen können. Ich habe Vorrichtungen getroffen, um den Trank sodann in dermaßen concentrirter Form administrirt zu bekommen, daß ich dies besinnungslose Jahr in wenigen Minuten durchfliegen muß. Während dieser kurzen, aber für den Philosophen wichtigsten Periode, möchte ich Sie an meiner Seite wissen, um später, nach meiner Wiedergeburt — denn in demselben Augenblick, wo mein

altes Leben auf Nichts reducirt ist, fange ich mein neues Leben an — aus ihrem Munde erfahren zu können, in welcher Weise die Arznei, währenddem mein Geist schlummerte, gewirkt hat. Ich werde um diese Aufklärung in nicht zu langer Frist bitten, denn ich habe Alles berücksichtigt, auch den Umstand, daß ich als quasi neugeborenes Kind unter gewöhnlichen Umständen jahrelang unfähig sein würde, das, was ich von Ihnen zu erfahren wünsche, zu erfassen. — Für einen Mann, der das Geheimniß, sich in kurzer Zeit zu verjüngen, erforscht hat, konnte die Kunst, schnell zu altern, nicht schwer zu erlernen sein. Ich habe mir dieselbe ohne Mühe angeeignet, und in meinem Laboratorium befinden sich verschiedene, sorgfältigst etiquettirte Fiolen, sämmtliche Elixire enthaltend, die mir nach meiner Wiedergeburt, während der Periode kindlicher Unzurechnungsfähigkeit, eingegeben werden sollen. — Um der Ausführung meiner Bestimmungen stricten Gehorsam zu sichern, habe ich ein notariell beglaubigtes Schriftstück aufgesetzt, von dem ich meinem Diener und meinem Famulus Kenntniß gegeben habe, und welches einem Jeden von ihnen die Summe von zehntausend Thalern sichert, die ihnen an dem Tage, an dem ich meinen achtzehnten Wiedergeburtstag feiere, ausgezahlt werden soll. — Braun und der Famulus

sind Leute, die am Gelde hängen, für die zehntausend Thaler eine große Summe ist; und ich bin deshalb ganz sicher, daß sie den von mir getroffenen Dispositionen getreulich Folge leisten werden. — Aber das ist Alles, was ich von ihnen erwarten darf. Es fehlt den Leuten die Bildung, das Urtheil, um den nunmehr nahe bevorstehenden Uebergang aus meinem alten in das neue Leben beobachten und mir darüber seiner Zeit einen wissenschaftlichen, zuverlässigen Bericht erstatten zu können. — Ich habe Sie auserkoren, dies zu thun; denn da ich meiner Identität nicht auf einen Augenblick entsage, so ist es für mich von größter Wichtigkeit, später aus Ihren Mittheilungen erfahren und würdigen zu können, wie sich mein Körper und Geist während der, in der Geschichte der Menschheit einzig dastehenden Passage aus einem alten in ein neues irdisches Leben verhalten haben. — Nach den Berechnungen, die ich mit größter Sorgfalt gemacht und controlirt habe, kann ich mit absoluter Gewißheit behaupten, daß ich, genau sechs Monate nach dem Abschluß meines alten Lebens, meinen achtzehnten Wiedergeburtstag feiern werde. Von diesem Augenblick ab entsage ich dem Alterungstranke, um während einer gewissen Reihe von Jahren ein Alltagsleben zu führen; aber an diesem Tage möchte ich Sie wiedersehen, um

Ihren Bericht über die geheimnißvollste und interessanteste Phase in meinem Dasein empfangen zu können. — Verehrter, lieber Freund, der einzige, den ich noch auf der Welt besitze, wollen Sie mir versprechen, zu mir zu eilen, wenn ich Ihnen mittheile, daß ich auf dem Punkte stehe, mit meinem alten Leben abzuschließen?“

Er sah mich flehend an. Ich wollte bereits „ja“ sagen, ohne in meinem Geiste diesem Versprechen große Wichtigkeit beizulegen; aber Arj Claaßen war, wie er sich selbst gerühmt hatte, ein kluger Mann, der Mittel und Wege besaß, vieles von dem, was er wünschte, zu erreichen, und den man nicht leicht täuschen konnte.

„Wenn Sie mir Das, worum ich Sie inständigst bitte, versprechen wollen“, fuhr er fort, „so müssen Sie mir Ihr Ehrenwort geben, Ihr Versprechen auch getreulich zu halten. Nur unter dieser Bedingung kann ich den bevorstehenden großen Ereignissen ruhig entgegen sehen.“

Nun wurde mir die Sache doch etwas bedenklich. — Ich war ein sehr beschäftigter Mann; mein gewöhnlicher Wohnsitz war weit von W. entfernt; ich zauderte, feierlich zu versprechen, Herrn Claaßen's Ruf unbedingt Folge zu leisten. Er durchschaute, was in meinem Geiste vorging.

„Lieber, werther Freund", sagte er, und seine Stimme hatte etwas unbeschreiblich Rührendes, und sein altes, elendes Gesicht einen Ausdruck verzweifelter Hülflosigkeit; „schlagen Sie mir meine Bitte nicht ab. — Wenn Sie wüßten, was ich in diesem Augenblick, was ich seit Monaten leide! Oh! es hält schwer, ein Leben in seinem natürlichen Gange zu hemmen, es zusammenzupressen, zu zwingen sich umzukehren, zurückzugehen. Die ganze Natur, alles Menschliche in mir empört sich gegen diesen unerhörten Zwang und kämpft mit furchtbarer Gewalt dagegen. Es frißt und brennt in meinen Eingeweiden, in meinem Herzen, in meinem Hirn wie höllisches Feuer. Ich leide Unsägliches. Aber sehen Sie: ich klage nicht . . . ich kann noch lächeln . . . Ich weiß ja, warum ich leide, daß ich mit den Qualen, die ich erdulde, ein neues, schönes, schmerzenfreies Leben erkaufe. — Verbittern Sie mir die letzten Augenblicke meines Daseins im alten Leben nicht noch mehr! Sie können mir während derselben göttliche Ruhe geben, wenn Sie mir versprechen, meine Bitte zu erfüllen. Thun Sie es; oh! thun Sie es! Ich will es Ihnen vergelten — oder thun Sie es, ohne Hoffnung auf Belohnung, weil es eine gute, barmherzige That ist."

Es war mir unmöglich, diesem Flehen zu wider-

stehen. „Ich gebe Ihnen mein Wort, Herr Claaßen", sagte ich feierlich, „daß ich, sobald Sie mich rufen, zu Ihnen eilen werde."

Darauf ergriff er meine Hand und sagte einfach: „Ich habe mich nicht in Ihnen getäuscht. Sie sind mein Freund. Ich danke Ihnen."

Ehe ich die Villa Juventa verließ, nahm ich den alten Diener bei Seite.

„Es scheint mir sehr schlecht mit Ihrem Herrn zu gehen", sagte ich. „Er hat mir von einem starken Trank gesprochen, den er selbst zubereitet habe und einnehme. Der Unglückliche hat sich doch nicht etwa vergiftet?"

Der Diener schüttelte das Haupt und antwortete ruhig: „Nein, er hat sich nicht vergiftet; aber es geht in der That schnell zu Ende mit ihm. Das Getränk, das er in seinem Laboratorium braut, ist unschädlich. Der Herr, den Sie vorhin dort gesehen haben, ist ein gelernter Apotheker, der Herrn Claaßen anstatt der tödtlichen Gifte, die er zu destilliren und einzunehmen glaubt, harmlose Essenzen und Dele gibt, zu denen gewöhnlich noch beruhigende Tropfen gemischt werden, die der Doctor verschrieben hat. Aber seine Kräfte sind nun aufgezehrt; sein armes Gehirn, das seit dreißig Jahren nie geruht, hat sich endlich zu Tode gearbeitet.

Ich gebe Herrn Claaßen keine vierzehn Tage mehr zu leben. Es thut mir leid um ihn. Ich bin seit nahe an vierzig Jahren Krankenwärter und stehe seit über zwanzig Jahren in Herrn Claaßen's Diensten. Ich habe viel Irrsinnige gesehen: der bösesten und gefährlichsten, sowie der harmlosesten Art. Aber unter all' den Kranken, die ich gekannt und gepflegt habe, ist nicht Einer gewesen, der Herrn Claaßen an Herzensgüte gleich kam. Seit den langen Jahren, wo er mir anvertraut ist, habe ich ihn nur ein einziges Mal wild gesehen. Ich hätte es bereits vergessen, wenn er mich nicht von Zeit zu Zeit daran erinnerte; denn er hat ein Gedächtniß, wie wenig Menschen in seinem Alter; und für einige kleine Dienste, die ich ihm im Laufe unseres langen Zusammenseins habe leisten können, ist er mir heute noch so dankbar, als wäre ich ihm gestern gefällig gewesen. Ich werde nie einen so guten Herrn wie ihn wiederbekommen, und es mir in tiefster Seele leid, ihn zu verlieren."

Braun mochte wirklich gerührt sein; aber in seinem versteinerten Gesichte zeigte sich nicht die geringste Bewegung. Der Mann, der sich während seines ganzen Lebens daran gewöhnt hatte, Wahnsinn und Elend mit äußerem Gleichmuth zu betrachten, hatte vielleicht

die Facultät verloren, das, was in ihm vorging, auf seinem Gesichte zeigen zu können.

In den ersten Tagen des Monat Januar, zwei Wochen ungefähr nachdem ich Herrn Claaßen meinen Besuch abgestattet hatte, empfing ich, als ich bereits wieder nach meinem gewöhnlichen Wohnsitz zurückgekehrt war, eine Depesche aus W., die „Franz Braun, Diener des Herrn Arj Claaßen", unterschrieben war und folgendermaßen lautete:

„Herr Claaßen verlangt nach Ihnen. Wenn Sie ihn noch lebend sehen wollen, so empfehle ich an, sofort zu kommen."

Ich erinnerte mich des feierlichen Versprechens, das ich dem kranken Manne gegeben hatte, reiste noch am selben Abend nach W. ab, und kam am nächsten Tage, im Laufe des Vormittags, dort an.

Braun, dem ich telegraphirt hatte, empfing mich an der Eisenbahn. Die erste Frage, die ich an ihn richtete, war, ob sein Herr noch am Leben sei.

„Er lebt noch", antwortete mir Braun, „aber ich glaube schwerlich, daß er den heutigen Abend sehen wird."

„Wie befindet er sich?" fragte ich weiter.

„Die Schmerzen haben seit gestern nachgelassen", war die Antwort. „Er ist ruhiger geworden und bei

vollständiger Besinnung. Er hat während der letzten Stunden oft nach Ihnen gefragt. — Sie haben ein gutes Werk gethan, zu kommen."

Als ich in das Krankenzimmer trat, in dem die Vorhänge niedergelassen waren und ein stilles Halbdunkel herrschte, erblickte ich Herrn Claaßen, bis zur Unkenntlichkeit abgemagert, auf dem Bette liegend. Sein Kopf war nicht größer als der eines Kindes; und die dünnen, blut- und fleischlosen Hände glichen denen einer alten, vertrockneten Mumie. — Er öffnete die, in dem kleinen Gesichte übernatürlich groß scheinenden Augen, und helle Freude erglänzte darin, als er mich erkannte. Er lenkte das Gespräch sofort auf das alte wahnsinnige Thema, das ich nun schon so gut kannte. Es war unheimlich, den Sterbenden immer und immer wieder von seiner Geburt reden zu hören. Dabei machte er Bemerkungen, über die ich gelächelt haben würde, wenn der Tod dem Leidensbilde, das ich vor mir sah, nicht bereits seinen unverkennbaren, grausig heiligen Stempel aufgedrückt hätte.

„Ein ohnmächtiges Kind bin ich, das nur noch lallen kann", sagte er mit dünner, klangloser Stimme.

Er war so schwach, daß er jedes Wort nur mit größter Anstrengung hervorbringen konnte. — Von Zeit zu Zeit verließen ihn auch die letzten Kräfte. Dann

lag er mit geschlossenen Augen, laut, beklommen athmend da. Bei jedem Athemzuge glaubte ich, es würde der letzte sein und oftmals richtete ich einen ängstlich fragenden Blick auf den Diener, der unbeweglich neben mir stand und den Sterbenden beobachtete.

Plötzlich zuckte es schmerzlich über das Gesicht des Kranken. Er ächzte laut und fuhr mit der Hand nach der Brust.

„Wo leiden Sie?“ fragte ich, in der Hoffnung, ihm irgend welche Linderung verschaffen zu können.

Sein Gehirn blieb bis zum letzten Augenblicke logisch in dem Wahnsinn, von dem es seit Jahren besessen war.

„Die ersten Wehen der Wiedergeburt“, stöhnte er.

Nach einer schrecklichen Weile wurde er allmählich ruhig; der Ausdruck des Schmerzes verschwand von seinem Gesichte. Er öffnete die tiefen Augen und sah mich freundlich an.

„Sie sind überstanden“, flüsterte er.

Dann lag er lange Zeit, friedlich lächelnd, still da. Darauf hörte ich ein unverständliches Murmeln, das endlich in leise gehauchte, abgebrochene Worte überging: — „Nacht . . . Dunkle Nacht . . . Vergessen.“ — Eine lange, schwere Pause. — Auf einmal riß er die todtmüden Augen weit auf und sagte mit

fester Stimme: „Und aus der Nacht . . dem Vergessen . . erwache ich zu neuem Leben. Jubente Deo lux apparebit!“

Es war mir, als würde ein feiner, feuchter Nebelschleier, hinter dem die harten, eckigen Züge weicher, sanfter erschienen, von einer unsichtbaren Hand über das erstarrende Gesicht gezogen; die Augen verloren ihren Glanz, erloschen; die Lider senkten sich langsam, schlaff darüber. — Der schwache, elende Körper rang noch eine Stunde lang mit dem Tode. Ich sah und fühlte, wie dieser langsam, sicher, unbarmherzig siegte. Die Hände erkalteten; das Athmen wurde kürzer, leiser; — es zuckte noch um die Augen, um den Mund; — auch diese Bewegungen wurden seltener, schwächer. Ich wartete mit peinlicher Beklemmung auf ihre Wiederkehr. Die Pausen wurden immer länger und immer länger . . . und plötzlich fuhr ich erschreckt in die Höhe. Es war mir, als wäre ich eingeschlafen, und Jemand habe mich unwirsch geweckt. — Arj Claaßen war todt.

Der Seher.

I.

Der Schnellzug, der von London über Folkstone und Boulogne nach Paris geht, hat in Verton einen Aufenthalt von wenigen Minuten. Verton ist ein kleiner Ort. Reisende, die dort ein- oder aussteigen, gehören zu den Seltenheiten. Die Locomotive macht an dieser vereinsamten Station nur Halt, um Wasser einnehmen zu können.

Wir saßen an einem drückend heißen Julitage zu sieben in demselben Coupé und hatten während der Fahrt von Boulogne nach Verton bereits bitter über den Geiz der Nordbahngesellschaft geklagt, welche, um den Transport eines Wagens zu sparen, uns den Raum so kärglich zugemessen hatte, als an der genannten kleinen Station, in dem Augenblicke, wo der Zug sich wieder in Bewegung setzen wollte, die Thür unseres Coupés schnell aufgerissen wurde, und ein achter, höchst unwillkommener Reisender in den Wagen trat.

Ich saß in der einen Ecke, nächst der geöffneten Thür. Neben mir, zur Rechten, ruhte, in tiefem Schlafe versunken, ein wohlbeleibter Engländer; ihm gegenüber befand sich der letzte unbesetzte Platz im Wagen, der vorläufig noch mit allerlei Handgepäck und mit Decken, Schirmen und Stöcken angefüllt war. Neben diesem freien Platze, also mir gegenüber, saß ein junger Mann von vielleicht fünfundzwanzig Jahren, dessen Aeußeres meine Aufmerksamkeit erregt hatte, und über dessen Nationalität ich im Unklaren geblieben war, bis er ein schweres silbernes Cigarrenetui aus der Tasche gezogen und einen stark duftenden russischen Papyros angezündet hatte, dessen Rauch er zuerst immer verschluckte, um ihn dann langsam und mit sichtlichem Wohlbehagen durch die weitgeöffneten, äußerst beweglichen Nasenlöcher wieder auszublasen.

Der junge Russe trug einen eleganten dunkelgrauen Reiseanzug und hatte das Aussehen eines kränklichen, den Anstand eines vornehmen Mannes. Er war groß und hager; seine Hautfarbe war dunkel wie die eines sehr brünetten Spaniers; die Hände schmal, die langen, knochigen Finger mit spitzgeschnittenen, sorgfältig gepflegten Nägeln erschienen von eigenthümlicher, fast unangenehmer Beweglichkeit. Sie zerrten und drehten in Einem fort an dem dünnen, röthlichbraunen, langen

Barte, der die Oberlippe bedeckte. — Der Reisende hatte dichtes, kurzgeschorenes Haar, das tief in die Stirn und den Nacken hineinwuchs und den schmalen, langen Kopf wie mit einer Pelzkappe überzog. Der jugendliche Mund, mit blutrothen Lippen, zwischen denen zwei Reihen weißer, kleiner, regelmäßiger Zähne hervorglänzten, gab der Physiognomie einen angenehmen Ausdruck. Es war der bewegliche Mund eines nervösen, gutmüthigen, unentschlossenen Menschen. Das Auffallendste in dem Gesichte waren die weit auseinander stehenden und weit geöffneten, runden, dunkeln Augen, die unermüdlich von einem Gegenstande zum andern wanderten und sich von Zeit zu Zeit mit eigenthümlicher Starrheit auf irgend ein Gesicht hefteten. Ich war diesem Blicke bereits einmal begegnet und war dadurch unangenehm berührt worden. Es lag in demselben etwas Argwöhnisches, Forschendes. Man fühlte sich unwillkürlich veranlaßt darauf zu antworten: „Bin ich Ihnen bekannt? Habe ich Ihnen ein Unrecht zugefügt? Was suchen Sie in meinem Gesichte?“ Der Blick war um so auffallender, als er mit den höflichen, zuvorkommenden Manieren des jungen Russen gar nicht in Einklang zu bringen war. Es war der rücksichtslose, der „sachliche“ Blick, möchte ich sagen, eines geheimen Polizisten, der auf die Entdeckung eines Verbrechers

ausgeschickt ist und in jedem neuen Menschen, den er antrifft, zunächst den Uebelthäter vermuthet.

In der zweiten Hälfte des Wagens saßen vier, von der kurzen Seereise angegriffene Franzosen, die mit einander bekannt zu sein schienen und sich eifrig, lebhaft gesticulirend unterhielten.

Die ganze Gesellschaft, mit Ausnahme meines Nachbars zur Rechten, des ruhig schlafenden Engländers, richtete vorwurfsvolle, unfreundliche Blicke auf den letztangekommenen Eindringling. Dieser schien sich aber wenig um unsere gute oder üble Laune zu kümmern.

„S'il vous plaît", sagte er kurz und herrisch auf den Haufen Plaids und Reisetaschen deutend, mit denen der einzig unbesetzte Platz im Wagen bedeckt war. — Von den Eigenthümern der Sachen nahm ein Jeder das Seinige. Nur eine schwere Reisedecke blieb liegen, die dem schlafenden Engländer gehörte. Der Neuangekommene wartete noch einen Augenblick; dann bündelte er die Decke zusammen, schob sie mit den Füßen unter den Sitz und ließ sich nieder. Ich wunderte mich im Stillen über die rohe Ungenirtheit, mit welcher der Mann fremdes Eigenthum behandelte. Gleich darauf pfiff die Locomotive, und der Zug setzte sich

wieder in Bewegung. Und nun betrachtete ich meinen neuen Reisegefährten.

Ein sehr unangenehmes Aeußere: ein gemeiner Mann in seinen besten Kleidern; mit von Schweiß genäßter, zerknitterter grober Wäsche; die schweren Stiefel, der ganze unbehagliche Anzug dick bestäubt. Der Mann mochte einige dreißig Jahre alt sein und war von untersetzter Statur. Der Bullennacken, die runden Schultern, die breiten, rothen, von der Hitze angeschwollenen Hände, die sehnigen Handgelenke, die kurzen, stämmigen Beine ließen auf große Körperkraft schließen. Er hatte sandgelbes, kurzes Haar und die Gesichtsfarbe eines Mannes, der viel in freier Luft lebt. Die Stirn war niedrig; die Nase dick und stumpf; der Mund groß, gerade, festgeschlossen; das Kinn breit. Die hellen kleinen Augen blickten bald scheu, bald verwegen herausfordernd. Das Gesicht war glatt rasirt.

Sobald der Mann sich gesetzt hatte, warf er auf einen Jeden von uns einen schnellen, unruhigen Blick; dann zog er, mit dieser flüchtigen Prüfung, wie es schien, befriedigt, ein großes, buntes Sacktuch aus der Tasche und trocknete sich damit, laut athmend, die mit Schweiß bedeckte Stirn. Ich bemerkte, daß er um den Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand ein feines, weißes Battisttuch, dem Anschein nach ein Damen-

taschentuch, gebunden hatte. Dies Tuch war an einer Stelle von halbgetrocknetem Blute geröthet. Die beiden eingewickelten Finger waren augenscheinlich verletzt. — Nach einer kurzen Weile lüftete er die Halsbinde und athmete tief und schwer auf wie Jemand, der eine harte Arbeit verrichtet hat und sich zur Ruhe nach derselben vorbereitet. Darauf warf er mit einer leichten Handbewegung den runden, niedrigen Hut, den er auf dem Kopfe trug, in den Nacken zurück, spreizte die kurzen Beine auseinander, stemmte die Hände auf die Schenkel und blieb, den Kopf gesenkt, die Augen starr auf den Boden gerichtet, lange Zeit unbeweglich, wie in tiefem Nachdenken versunken, sitzen.

Der junge Russe hatte den Neuangekommenen mit demselben eigenthümlichen, forschenden Blick gemustert, den er vorher auf mich geworfen hatte. Aber sein Nachbar zur Linken schien ihn ganz besonders zu interessiren. Denn während er mich und die anderen Reisenden kaum eines zweiten Blickes gewürdigt hatte, wandte er sich jetzt halb nach jenem um und blickte ihn so fest und lange an, als wolle er sich die rohen, häßlichen Züge für immer in das Gedächtniß prägen. Der Mann bemerkte dies eine Zeit lang nicht. Er war mit seinen eignen Gedanken beschäftigt und schien sich keine Rechenschaft von dem abzulegen, was in seiner

unmittelbaren Nähe vorging. Plötzlich jedoch, als der Zug in der Nähe der Station Abbeville seinen schnellen Lauf allmählich zu hemmen begann, und der Mann den Kopf in die Höhe richtete, um aus dem Fenster zu sehen, begegneten seine Augen unerwartet denen des Russen. Das Gesicht dieses letzteren nahm den Ausdruck verlegener Ueberraschung an; die Stirn des achten Reisenden runzelte sich und mit zornigen Augen fragte er barsch:

„Was blicken Sie mich an? Kennen Sie mich? Was wollen Sie?"

Ich konnte es dem Manne kaum verdenken, so zu sprechen, denn ich selbst hatte kurze Zeit vorher Lust verspürt, von dem Russen Rechenschaft für sein Anstarren zu verlangen; die Art und Weise, wie dieser antwortete, stimmte mich jedoch wieder wohlwollend für ihn.

„Ich bitte tausendmal um Verzeihung", sagte er, sich höflich verbeugend und mit unsicherer Stimme. „Ich versichere, daß ich nicht die Absicht hatte, indiscret zu sein."

Der achte Reisende brummte etwas Unverständliches zwischen den Zähnen; dann stand er auf, und mit einem kurzen „pardon" zwischen mich und den Russen tretend, bog er sich zum Fenster hinaus und

blickte aufmerksam nach der Station, der wir uns jetzt bis auf wenige hundert Schritte genähert hatten. Nach einigen Secunden setzte er sich darauf wieder nieder; aber sobald der Zug anhielt, sprang er aus dem Wagen und blieb, die rechte Hand in der Seitentasche seines Rocks, ungeduldig nach rechts und links blickend, vor der Thür stehen. —

Der Perron war vereinsamt. Außer einigen Eisenbahnbeamten erblickte ich dort nur einen Gendarmen, der, gleichgültige Blicke in die Wagen werfend, langsam auf- und abging. Vor unserm Coupé blieb er einen Augenblick, ganz zufällig meine ich, stehen. Ich bemerkte, daß sich die Hand des Reisenden von Verton in der Tasche zur Faust schloß. — Kurz vor Abgang des Zuges stieg der Mann darauf wieder ein; aber er blieb an der Thür, zwischen dem Russen und mir, stehen, und erst als der Zug den Bahnhof verlassen hatte, nahm er seinen Platz mir schräg gegenüber wieder ein.

Der Russe hatte inzwischen ein Buch aufgeschlagen und versuchte sich den Anschein zu geben, als ob er darin lese; aber stets von Neuem und in kurzen Zwischenräumen sah ich seine Augen auf die Gestalt zu seiner Linken schweifen. Sein Gesicht trug dabei einen ganz eigenen Ausdruck. Er sah aus wie Jemand, der ver-

geblich damit beschäftigt ist, die Lösung eines für ihn wichtigen Räthsels zu finden. Einmal begegneten sich unsere Augen. Es kam mir vor, als wolle er mich um Rath oder Hülfe bitten. Ich selbst war durch das Gebaren meiner Reisegefährten aufmerksam und neugierig geworden, und als ich im Buffet von Amiens neben dem jungen Russen stand, konnte ich nicht umhin, ihn zu fragen, ob er den Mann aus Verton vielleicht zu kennen glaube, daß er ihn so aufmerksam beobachte.

„Ich kenne ihn nicht", antwortete er höflich und sichtlich geneigt, das Gespräch mit mir fortzusetzen, „aber der Mann hat etwas in seinem Gesichte, was mich anzieht."

„Nun", entgegnete ich lächelnd, „es ist gerade kein anziehendes Gesicht, sollte ich sagen. Ich habe selten ein gemeineres, unangenehmeres Aeußere gesehen. Der Mann sieht aus, als ob er reif für den Galgen wäre."

„Ein häßliches, widerliches Gesicht in der That. — Ein eigenthümliches Gesicht", — der Russe machte eine kurze nervöse Bewegung.

„Wollen Sie mir gestatten, Ihnen einen Rath zu geben?" fuhr ich fort. „Bekümmern Sie sich nicht weiter um den Mann. Sehen Sie ihn nicht mehr an. Es ist ein roher Patron. Haben Sie bemerkt, wie er

sich rücksichtslos zwischen uns schiebt, um aus dem Fenster zu sehen? Er hat es vor Amiens wie vor Abbeville gethan. Ich habe mich darüber geärgert; aber wozu würde es nützen, einen solchen Menschen zur Rede stellen zu wollen? Leider sind alle Wagen voll, sonst würde ich mir einen andern Platz ausgesucht haben."

Auf der Fahrt bis Creil setzte ich die in Amiens begonnene Unterredung fort. Ich fand, daß ich mit einem gebildeten und liebenswürdigen Menschen zu thun hatte. Nach kurzer Zeit stellte sich auch heraus, daß wir in Paris sowohl wie in Petersburg einige gemeinschaftliche Bekannte hatten. Mein Reisegefährte überreichte mir darauf seine Karte, und ich gab ihm meinen Namen. Er hieß Graf Boris Stachowitsch und wohnte in Paris in der Avenue Friedland.

„Wie klein doch die Welt ist!" — meinte der Russe. „Haben Sie bemerkt, daß ein Mensch in einem gewissen Alter, vorausgesetzt, daß er sich etwas in der Welt umgesehen habe, nur noch selten eine ganz neue Bekanntschaft machen kann? Vor einer Viertelstunde erschienen Sie mir als ein wildfremder Mensch. Nun stellt es sich heraus, daß ein Vetter von mir ein alter Freund von Ihnen ist, und daß ich mit einem Verwandten von Ihnen studirt habe. Und so geht es mir bei jeder Gelegenheit. Ich möchte wetten, daß,

wenn ich Ihren schlafenden Nachbar weckte und mich mit ihm unterhielte, ich bald herausfinden würde, daß er und ich ebenfalls gemeinschaftliche Bekannte haben. — Die kleine Welt! Ich habe mich manchmal gefragt, wie die Leute es anfangen, die sich in derselben verbergen wollen. Ich sprach darüber kürzlich mit einem Polizeibeamten, den ich in London kennen gelernt hatte. Der Mann sagte mir: Viele Verbrechen werden nie entdeckt, und der Uebelthäter entgeht dem Gesetze; aber in tausend Fällen kommt es kaum einmal vor, daß ein Verbrecher, der als ein solcher erkannt ist, sich durch die Flucht der Strafe auf lange Zeit entziehen kann. Früher oder später, gewöhnlich in wenigen Tagen finden wir ihn. Die Welt . . . ."

Das Gespräch wurde plötzlich unterbrochen. Stachowitsch hatte, wenn auch nicht laut, so doch ungenirt gesprochen; der Mann aus Verton, sein Nachbar, konnte seine Worte ebenso gut hören wie ich. Jener erhob sich jetzt schnell und trat zwischen uns, um aus dem Fenster zu blicken, wie er dies in Abbeville und Amiens gethan hatte. Und ehe wir es uns versahen, hatte er die Thür geöffnet und stand auf dem schmalen Brette, außerhalb des Wagens, auf dem die Schaffner entlang zu gehen pflegen, um die Billete zu revidiren.

Wir blickten uns erstaunt, sprachlos an. In dem-

selben Augenblick sprang der Mann vom Wagen ab. Ich lehnte mich zum Fenster hinaus und sah ihn ein paar wilde Sätze machen und dann mit ausgestreckten Armen auf das Gesicht zu Boden fallen. Gleich darauf wurde er durch eine Mauer, an der wir vorbeifuhren, meinen Blicken entzogen.

Der Russe war blaß geworden; die vier Franzosen hatten zu sprechen aufgehört und sahen mich fragend an; der schlafende Engländer war erwacht und suchte nach seiner Decke, die der Mann aus Verton unter den Sitz geschoben hatte.

„Was mag das zu bedeuten haben?“ fragte Stachowitsch.

Ich konnte nur die Achseln zucken, denn die Sache war mir selbst unverständlich. Aber nach wenigen Minuten sollte sie aufgeklärt werden.

Wir befanden uns nun in der Nähe von Paris und der Zug fuhr ziemlich langsam. Einige hundert Schritte vor dem Bahnhofe hielt er plötzlich an. Zwei Eisenbahnbeamte, die neben dem Gleis gestanden hatten, sprangen auf das Brett außerhalb der Wagen, und währenddem die Locomotive sich ganz langsam wieder in Bewegung setzte und uns in die Station zog, gingen sie von einem Wagen zum andern und riefen in jedes Coupé hinein: „Bitte nicht auszusteigen!“ Eine halbe

Minute später hielten wir im Nordbahnhof von Paris an. Derselbe war vollständig leer. Plötzlich traten aus der Thür des Bahnhofsinspectors zwei Herren, die von einem Eisenbahnbeamten gefolgt waren. Der Eine von ihnen trug das Band der Ehrenlegion im Knopfloche; Beide hatten ein militärisches Aussehen. Sie näherten sich den Wagen, hielten vor jedem Coupé eine halbe Minute, und gingen sodann weiter. — Jetzt waren sie bei uns angelangt; der Herr mit dem rothen Bändchen steckte den Kopf durch das Fenster in den Wagen und musterte einen Jeden von uns scharfen Blickes.

„Ist hier irgend Jemand unterwegs ausgestiegen?“ fragte er.

Er wandte sich dabei an mich als den Nächstsitzenden; der Eine der Franzosen kam mir mit der Antwort zuvor. Er erzählte, was er von dem achten, fehlenden Reisenden wußte: daß derselbe in Verton eingestiegen, vor Paris aus dem Wagen gesprungen sei, und daß der Herr in der Ecke — er bezeichnete mich — wohl am besten in der Lage sein würde, den Platz zu zeigen, wo er entflohen sei.

Der Herr, ein höherer Polizeibeamter, wie wir bereits errathen hatten, bat mich darauf, ihm das Signalement des Reisenden aus Verton zu geben. Ich

konnte darauf genau antworten, denn ich hatte den Mann scharf angesehen. — Der Polizeibeamte nickte, währenddem ich sprach, beistimmend mit dem Kopfe. Dann sagte er:

„Es ist kaum ein Zweifel darüber: der Entflohene ist der Mann, auf den wir fahnden. — Darf ich Sie ersuchen, mich zu begleiten?“

Ich trat aus dem Wagen. Stachowitsch folgte mir auf den Fersen. Die Eisenbahnbeamten riefen: „Aussteigen!“ und währenddem sich der Perron nun schnell mit Gepäckträgern und den neuangekommenen Reisenden füllte, begab ich mich in Gesellschaft des Russen und des Beamten in das Zimmer des Bahnhofsvorstehers. Von dort aus wurden sofort Befehle gegeben, um eine Maschine zu unserer Verfügung zu stellen; und wenige Minuten später befand ich mich in einem Gepäckwagen, in Gesellschaft des Polizeibeamten, seines Begleiters, eines handfesten Mannes in den Dreißigern, zweier Gendarmen und des Russen endlich, dem die Erlaubniß bewilligt worden war, sich uns anzuschließen. Ich hatte bereits erzählt, daß der Mann aus Verton nicht weit von St. Denis aus dem Wagen gesprungen sei und daß ich mich anheischig mache, den Ort wiederzufinden. Während der kurzen Fahrt dorthin sagte mir der Polizeibeamte, daß eine verwittwete Dame,

die Baronin von Massieux, auf ihrem Landgute in der Nähe von Boulogne während der vorhergehenden Nacht ermordet worden sei, und daß der Kutscher der Ermordeten, ein gewisser Béchouard, in dem Verdacht stehe, die Uebelthat begangen zu haben.

„Wir haben vor einer Stunde eine Depesche mit dem Signalement von Béchouard empfangen", schloß der Polizeibeamte seinen Bericht, „und wären gerade noch zur rechten Zeit auf dem Bahnhofe gewesen, um den Mann dort sofort zu verhaften, wenn er nicht vorgezogen hätte, den Zug vor Ankunft in Paris zu verlassen. Die Sache wird nun etwas schwieriger, aber weit kann Béchouard noch nicht sein, und früher oder später werden wir ihn schon finden."

Stachowitsch nickte mir zu, als wollte er sagen: „Das ist auch meine Meinung, wie Sie wissen. Die Welt ist zu klein, um sich in derselben verbergen zu können." Ich konnte mich aber nicht in ein Gespräch mit ihm einlassen, denn wir hatten nun St. Denis passirt, und die Locomotive fuhr ganz langsam, um mir Zeit zu geben, mich wohl zu orientiren.

„Ich erkenne dies Haus" — sagte ich — „hier ist die Gartenmauer . . . und dies ist die Stelle . . . Dort! . . . Da liegt der Mann . . . Er hat sich nicht gerührt . . . Er ist todt . . ."

Eine halbe Minute später stiegen wir alle aus dem Wagen. Fünf Schritte rechts von der Bahn lag, was wir suchten. Der linke Arm war unter der Brust zusammengebogen; der rechte nach vorn gestreckt; das Tuch, welches die beiden Finger verband, hatte sich gelöst, und die Wunde, die dasselbe verdeckte, hatte sich geöffnet und leicht geblutet. Die Beine waren weit ausgespreizt. Der Körper lag vollständig regungslos. — Der Begleiter des Polizeibeamten, der wie ein Jagdhund, den man auf ein angeschossenes Wild losläßt, zuerst aus dem Wagen gesprungen war, bückte sich jetzt und drehte den schweren Körper bedächtig um. In der Art und Weise wie er dies that, lag etwas eigenthümlich Sicheres, was den Professionisten bekundete. Das Gesicht des todten Mannes war unverletzt. An den Mundwinkeln zeigte sich ein leichter röthlicher Schaum; aus den Nasenlöchern sickerten einige dunkle Blutstropfen. Die weitgeöffneten weißen Augen stierten uns entsetzlich an. Stachowitsch, der sich über meine Schulter gebeugt hatte, um das todte Gesicht zu betrachten, stieß einen Schrei aus und sank ohnmächtig nieder.

II.

Die Ermordung der Baronin von Massieux war vom großen Publikum schnell vergessen worden. Die Untersuchung hatte festgestellt, daß das Verbrechen von Béchouard allein verübt worden war. Dieser war bestraft, war seinem Opfer nur wenige Stunden später in die Ewigkeit gefolgt. Die Menschen hatten nichts mehr mit der Sache zu thun. Sie war erledigt. Aber die verwaiste achtzehnjährige Marie von Massieux war noch in tiefer Trauer um den Tod ihrer unglücklichen Mutter; und für das Leben von Boris Stachowitsch war der tragische Tod derselben von großer Bedeutung gewesen.

Es war nun im Monat December, ein halbes Jahr ungefähr, nachdem ich in der Eisenbahn die Bekanntschaft des jungen Russen gemacht hatte. Unser Verkehr war ein lebhafter geworden. Wir wohnten

in demselben Viertel, hatten gemeinschaftliche Bekannte, aßen nicht selten in demselben Restaurant zusammen und sahen uns beinahe täglich. Mich interessirte das vollständig ungekünstelte und eigenthümlich geheimnißvolle Sonderbare in dem Wesen und den Anschauungen meines neuen Bekannten; auch entdeckte ich mit der Zeit vorzügliche Eigenschaften des Charakters und des Geistes an ihm, die mich zu ihm hinzogen. Er war aufrichtig, wahr, von seltener Weichheit des Gemüthes, freigebig, lernbegierig und für sein Alter außerordentlich belesen. Er war im wahren Sinne des Wortes ein liebenswürdiger Mensch. Dazu kam, daß ich Mitleid mit ihm fühlte. Stachowitsch war unglücklich. Darüber war kein Zweifel; aber es war mir unmöglich zu entdecken, woran er litt. Er klagte nie; meine wiederholten Anfragen, was ihm fehle, hatte er immer ausweichend und mit so sichtlicher Verlegenheit beantwortet, daß ich, um nicht indiscret zu erscheinen, nun aufgehört hatte, nach der Ursache seiner tiefen Verstimmung zu forschen.

Er bewohnte eine prachtvolle Wohnung, hielt sich Pferde und Wagen, warf, so zu sagen, mit dem Gelde um sich und schien sehr reich zu sein. Geldsorgen waren es sicherlich nicht, die ihn drückten. Auch seine Gesundheit schien ihn nicht zu kümmern. Zwar sah er

angegriffen aus; aber er aß und trank mit gutem Appetite; und auf einer kleinen Excursion, die ich mit ihm gemacht, hatte ich bemerkt, daß er ein unermüdlicher Fußgänger, ein verwegener Reiter sei, und daß er starke Strapazen ohne große Ermüdung ertragen konnte; auch war er als einer der besten Schläger in den Pariser Fechtsälen und Clubs berühmt. Man kannte dort einige seiner Sonderheiten und spottete, ohne Böswilligkeit jedoch, darüber. Es gab z. B. einige unter seinen Bekannten, mit denen Stachowitsch sich nie schlagen wollte, ohne je einen vernünftigen Grund für seine Weigerung anzugeben. Furcht eine Niederlage zu erleiden, oder seine Reputation als Schläger zu schädigen, konnte ihn dabei nicht leiten; dazu war sein Ruf bereits zu wohl begründet; auch hatte man bemerkt, daß sich unter den Personen, mit denen er sich nicht messen wollte, Leute befanden, die als Schläger ungleich schwächer als er waren. Er schien in der Wahl seiner Gegner einer eigenthümlichen Laune zu folgen, die er, um nicht beleidigend zu werden, in höflichster Weise zu entschuldigen versuchte, ohne sie jedoch zu erklären. Ich selbst wohnte einmal im Fechtsaal seines Clubs einer Unterhaltung bei, die seine Sonderbarkeit deutlich zeigte.

„Kommen Sie, Stachowitsch", redete ihn der junge

Freiherr von Mofferat an, „lassen Sie uns einen Gang machen. Ich möchte mich endlich einmal mit Ihnen messen.“

„Entschuldigen Sie mich“, antwortete Stachowitsch, „Sie wissen, ich würde mich nicht gern mit Ihnen schlagen.“

„Aber warum? Seien Sie doch vernünftig. Haben Sie Furcht, daß ich Sie todtsteche?“

„Nein, mein lieber Baron. Ich habe nicht die geringste Furcht vor Ihnen; aber ich ziehe vor, Ihnen nicht gegenüber zu stehen.“

Der Baron Mofferat, ein eleganter und hübscher junger Mann, stellte sich Stachowitsch gegenüber und sagte scherzend:

„Stachowitsch, Sie haben Furcht vor meiner Klinge! Ich habe mich aber darauf erpicht, mich mit Ihnen zu messen, und wenn Sie mir das Vergnügen versagen dies hier im Fechtsaal zu thun, so fühle ich mich dadurch beleidigt und dringe darauf, daß Sie mir die Ehre erweisen, mir auf dem Terrain entgegenzutreten.“

„Das verhüte Gott!“ antwortete Stachowitsch. „Bitte, scherzen Sie nicht in der Weise. Sie machen sich keine Idee, wie weh Sie mir thun.“

Mofferat und ich sahen uns erstaunt an. Stachowitsch war bleich geworden.

„Nichts für ungut“, sagte Mofferat und nahm die Hand des Russen, die er herzhaft drückte. „Sie sind mir ein werther Freund, und ich beabsichtige durchaus nicht, eines Mißverständnisses, eines Scherzes oder einer Laune wegen mir von Ihnen das Leben nehmen zu lassen oder Ihnen ein Leid zuzufügen. — Aber thun Sie mir einen Gefallen: Bekennen Sie, weshalb Sie sich gerade mit mir nicht schlagen wollen?“

„Nehmen Sie es mir nicht übel. — Ich kann es nicht. Ich habe eine Ahnung, daß ein Unglück geschehen muß, wenn ich Ihnen jemals auf der Mensur gegenüber stehen sollte. — Geben Sie mir noch einmal Ihre Hand. Seien Sie mir nicht böse.“

„Hier ist meine Hand; aber Sie sind das größte Original, das mir frei umherwandelnd in den Weg gelaufen ist.“

Stachowitsch, der eine große Zuneigung zu mir gefaßt zu haben schien und mir Vieles anvertraute, vermied sorgfältig, als wir nach dieser Unterredung zusammen nach Hause gingen, auf den Vorfall zurückzukommen. Ich bemerkte seine Bemühungen und kam ihm gern zur Hülfe, indem ich jede Anspielung auf die Scene, deren Zeuge ich gewesen war, vermied. Wir

hatten übrigens seit einiger Zeit von weit wichtigeren Sachen zu sprechen. — Ich wußte wohl, weshalb Stachowitsch sich zu mir hingezogen fühlte, weshalb ich in kurzer Zeit der vertrauteste seiner Pariser Freunde geworden war. — Ich war der einzige, mit dem er von Marie von Massieux sprechen konnte.

Die Stachowitsch'sche Theorie von der „kleinen Welt" hatte sich wieder einmal glänzend bewährt. Es hatte sich nämlich, unmittelbar nach dem Tode der Frau von Massieux, herausgestellt, daß die Gräfin Villiers, eine in Frankreich verheirathete, ältere Schwester meines neuen russischen Freundes, die Baronin von Massieux sehr gut gekannt hatte; und ferner, daß der Freiherr von Mofferat, den Stachowitsch, wenn er in Paris war, fast täglich sah, mit der Familie Massieux in verwandtschaftlicher und freundschaftlicher Verbindung stand. Marie von Massieux lebte jetzt bei ihrer Tante, einer Frau von Mauny, und diese wohnte im Faubourg St. Honoré mit der Gräfin Villiers in demselben Hause. Stachowitsch triumphirte, als er diese Entdeckung machte, und wiederholte mir wohl ein Dutzend Male: „Sehen Sie, wie Recht ich hatte. O, die wunderbar kleine, kleine Welt!"

Stachowitsch, der seine Schwester häufig besuchte, hatte eines Tages Fräulein von Massieux bei ihr an-

getroffen. Er war dem jungen Mädchen vorgestellt worden und hatte ihr zunächst ein gewissermaßen unheimliches Interesse eingeflößt, nachdem sie in Erfahrung gebracht hatte, daß Stachowitsch der Mann gewesen sei, an den der Mörder ihrer Mutter die letzten Worte vor seinem Tode gerichtet hatte. Stachowitsch hatte ihr mehrere Male erzählen müssen, was in dem Eisenbahnwagen zwischen Verton und St. Denis vorgegangen sei.

„Weshalb sahen Sie den Mann an?“ fragte sie. „Ahnten Sie, daß er ein Mörder sei?“

„Nein. Aber sein Gesicht war eigenthümlich, furchtbar. Neugierde und Schrecken machten es mich anstarren .... Er hatte weiße, todte Augen .... weiße Augen.“ Stachowitsch schauderte zusammen.

„Weiße Augen?“ wiederholte Marie verwundert. „Ich verstehe Sie nicht. Ich habe Béchouard lebend gekannt. Er hatte hellgraue, heimtückische Augen. Ich sehe sie in diesem Augenblick vor mir.“

Stachowitsch antwortete darauf nicht und bemühte sich, das Gespräch abzubrechen. Marie, die sich bereits an seine Wunderlichkeiten gewöhnt hatte, und der er von der Gräfin Villiers sowie auch von ihrer Tante, Frau von Mauny, als ein Sonderling, aber gleichzeitig als ein vorzüglicher, liebenswürdiger Mensch

geschildert war, bestand nicht darauf, die Unterhaltung über den Gegenstand fortzusetzen, und diese nahm eine andere Wendung.

Bald darauf trat der Freiherr von Mofferat in das Zimmer. Er warf einen nicht gerade freundlichen Blick auf Stachowitsch, begrüßte Marie und setzte sich darauf zu seiner Tante, Frau von Mauny, in deren Salon Stachowitsch und Mofferat sich seit einigen Wochen täglich begegneten. Stachowitsch, dem die Stunden schnell dahinflogen, wenn er ungestört in Marien's Gesellschaft war, sah nun nach der Uhr und bemerkte, daß er seinen Besuch bereits über Gebühr ausgedehnt habe. Er nahm seinen Hut und empfahl sich. Von Frau von Mauny begab er sich dann zu mir, und ich mußte nun zum hundertsten Male die noch unvollendete Geschichte seiner Liebe zu Marie von Massieux hören. Ich war ihm ein wohlwollender und ermuthigender, wenn auch nicht immer ein aufmerksamer Zuhörer; — und deshalb war ich sein vertrauter Freund geworden, und deshalb wurde er nie müde, sich bei mir Rath und Aufklärung zu holen.

„Werden Sie nicht ungeduldig", sagte ich ihm, „oder wenn Ihre Geduld bereits zu Ende ist, nun, so fassen Sie Muth und wagen Sie einen entscheidenden Schritt! Sie können doch nicht erwarten, daß Fräulein von

Massieux Ihnen ihre Liebe erklärt; Sie müssen dem jungen Mädchen zuerst sagen, daß Sie sie lieben, und dann um Bescheid bitten. Sie werden eine günstige Antwort bekommen. Verlassen Sie sich darauf. Nach Allem, was Ihre Frau Schwester Ihnen mitgetheilt hat, können Sie sicher sein, daß Frau von Mauny Ihnen ihre Einwilligung nicht versagen wird; sie wird Ihnen im Gegentheil bei Ihrer Bewerbung um die Hand ihrer Nichte gern behülflich sein. Ich selbst habe darüber keinen Zweifel. Die kluge, alte Dame würde sicherlich nicht ruhig mit ansehen, daß Sie sich stundenlang mit dem jungen Mädchen unterhalten, wenn sie nicht überzeugt wäre, daß diese Unterhaltungen schließlich zu einem Heirathsantrage führen werden. Die Tante ist Ihre Verbündete. Das ist eine hohe Trumpfkarte in Ihrem Spiel. — Ihren Rivalen, den Baron von Mofferat, brauchen Sie, nach meiner aufrichtigen Ueberzeugung, nicht zu fürchten. Er ist ein eleganter Cavalier, in den ein junges Mädchen, das sich allein überlassen wäre, sich wohl verlieben könnte; aber wenn ich mich nicht ganz und gar irre, so ist er nicht ein Mann nach dem poetischen Herzen Ihrer jungen Geliebten. Ich habe bemerkt, daß seine Erzählungen sie nur wenig interessiren; daß sie wohl mit ihm scherzt und lacht, aber sich niemals in philosophische Unterhaltungen mit

ihm vertieft, die, komischer Weise, die Basis des Gesprächs zwischen jungen Leuten bilden, die sich in einander verlieben wollen, oder die bereits in einander verliebt sind. — Mofferat erzählt seiner hübschen Base allerhand amüsante Geschichtchen, die ihr die Zeit ganz angenehm vertreiben. Sie erfährt von ihm, was in den Theatern gespielt wird, welche Damen die schönsten Toiletten tragen; welche Pferde bei den bevorstehenden Rennen gewinnen werden. Alles dies ist gut zu wissen, und Fräulein Marie hört gern zu; aber sie würde es ebenso gern, vielleicht noch lieber im „Figaro" lesen, wenn die strenge Tante ihrer Nichte die Lectüre eines so unmoralischen Blattes gestatten wollte. Während Mofferat spricht, lacht Fräulein Marie oft, und sie lacht herzlich und aufrichtig, ohne den Mund zu verzerren: ein reizendes Lachen, das Lachen eines Kindes. Ein Mann aber, der ein junges Mädchen oft lachen macht, der es amüsirt, ist kein gefährlicher Mann, wenigstens nicht für das junge Mädchen; bei Wittwen und Frauen mag er mehr Glück haben. — Bei jungen Leuten zeigt sich die Liebe nicht lächelnd. Dort ist sie eine sehr sentimentale Komödie, die mit vollem Ernste durchgespielt sein will, und die für den älteren, wohlwollenden Zuschauer etwas ungemein rührend Komisches hat. — Sie und Fräulein

von Massieux sind ganz in ihren Rollen. Fräulein von Massieux spricht mit Ihnen von ihrer Vorliebe für Blumen, Lamartine'sche Poesie, Chopin'sche Musik und Promenaden bei herrlichem Mondschein unter den alten Bäumen im großen Park von Massieux. Sie empfehlen ihr gute Bücher an, lesen ihr daraus vor, zeigen ihr den Orion, die Wage, die Plejaden, die Cassiopeja und andere Sternbilder, die ihr, der Minder=gebildeten, noch nicht bekannt sind, und deren Dasein sie nun mit Achtung vor Ihrer unbegrenzten Gelehr=samkeit kennen lernt; Sie geben ihr Unterricht in den Grundzügen der Geologie, die sie auf das Lebhafteste interessiren, obgleich sie ihr vollständig unverständlich bleiben; Sie erklären ihr den Faust, die IX. Symphonie und Schopenhauer'sche Philosophie. — Das ist nor=mal, das muß so sein! Ich habe es auch gethan, als ich vierundzwanzig Jahre alt war, und bedaure, jetzt nicht mehr genügend bei der Sache zu sein, um es mit dem aufrichtigen Ernste, der nicht fehlen darf, wenn man nicht häufig aus der Rolle fallen will, thun zu können. Sie sind in Fräulein von Massieux in der guten, alten, schwärmerischen Weise verliebt, in der ein junger Mann sich verlieben muß, und welche die Geliebte Ihres Herzens tödtlich langweilen würde, wenn sie nicht ebenfalls bereits in Ihnen, unbewußt

vielleicht, den würdigen Gegenstand ihrer jungfräulichen Liebe erblickte. Also Muth, junger Freund! Alles geht nach Wunsch. Halten Sie morgen Nachmittag um Fräulein Marien's Hand an, und ich bin überzeugt, daß ich Sie morgen Abend als verlobten Bräutigam begrüßen werde."

Stachowitsch hörte diesen und ähnlichen längeren Vorlesungen mit schmeichelhafter Aufmerksamkeit und vollständiger Unterordnung seines Urtheils unter dem meinigen zu; aber meinen Rath, um Marien's Hand anzuhalten, befolgte er dessenungeachtet nicht. — Er hatte irgend etwas auf dem Herzen, was er mir nicht anvertrauen wollte und was ihn verhinderte, der Ungewißheit, die ihn peinigte, ein Ende zu machen.

Eines Abends, als er wieder in meinem Zimmer saß, fragte er mich nach einer längeren Pause plötzlich: „Glauben Sie, daß ein Mann, der weiß, daß er nicht alt werden kann, das Recht hat, sich zu verheirathen?"

Ich bog mich in dem Sessel, auf dem ich saß zurück und musterte meinen jungen Freund aufmerksamen Blickes. Ich fand ihn abgezehrt, elend aussehend; seine Augen wanderten unstät von einem Gegenstand zum andern.

„Stachowitsch, schämen Sie sich nicht?" sagte ich

mit väterlichem Ernste. „Sehen Sie mich einmal gerade an.“

Er that es.

„Sie kann ich gern ansehen“, sagte er. Sein Blick war in der That ruhig und freundlich geworden. „Sie erblicke ich wie einen alten, guten, ehrwürdigen Großpapa. Es macht mir Freude, Sie anzusehen.“

„Nun“, antwortete ich lächelnd, „da erweisen Sie mir mehr Ehre, als ich von Ihnen beanspruche. Glücklicherweise bin ich noch nicht in dem Alter, Ihr Vater sein zu können, geschweige denn Ihr Großpapa. Aber von mir ist jetzt nicht die Rede, sondern von Ihnen. — Was? Sie ein junger kräftiger Mensch, der Sie es den meisten Ihrer Altersgenossen in allen körperlichen Uebungen zuvorthuen, Sie machen sich Todesgedanken? Das heißt die Sentimentalität etwas zu weit treiben! Das entschuldigt Ihre Liebe nicht einmal. Woran wollen Sie denn eines interessanten frühen Todes sterben? Thut Ihnen das Herz weh? Haben Sie Brustschmerzen? Denn ich vermuthe, etwas Prosaischeres als Herzleiden oder Schwindsucht würde Ihnen verächtlich erscheinen. Worüber klagen Sie? Was fehlt Ihnen?“

„Mir fehlt nichts.“

„Weshalb richten Sie dann die sonderbare Frage

an mich, ob ein zu frühem Tode verurtheilter Mann sich verheirathen dürfe?“

„Ich bin ein elender Mensch. — Niemand ahnt, wie furchtbar unglücklich ich bin.“ Er sprach dies mit tonloser Stimme und starrte dabei unbeweglich in das hellflackernde Kaminfeuer. Ich sah stille große Thränen die hohlen Wangen hinuntergleiten.

Ich stand auf und legte freundlich beschwichtigend meine Hände auf seine Schultern.

„Ich will Ihnen einen Rath geben“, sagte ich, „Sie bilden sich ein, krank zu sein. Der Fall ist nicht neu in der Geschichte der Medicin und ist nicht unheilbar. Consultiren Sie einen tüchtigen Arzt.“

Er schüttelte den Kopf.

„Thun Sie es mir zu Gefallen“, fuhr ich fort.

„Es würde zu nichts nützen.“

„Doch, es würde nützen, und ich verlange von Ihnen, daß Sie mir gehorchen. Sie haben mir Ihr Vertrauen geschenkt und ich bin Ihr Freund. Dies legt mir Verpflichtungen auf, die ich gern erfülle; es gibt mir aber auch gewisse Rechte, denen ich nicht entsage. Ich hole Sie morgen um zwei Uhr ab und führe Sie zu einem mir befreundeten Arzte. Ich bestehe darauf, daß Sie mir folgen, oder daß Sie mir einen vernünftigen Grund für Ihre Weigerung angeben.“

Er wandte sich zu mir und sagte sanft: „Ich will Ihnen gern folgen, lieber Freund, aber glauben Sie mir: es nützt zu nichts. Seien Sie mir nicht böse. Ich verdiene es nicht. Ich bin ein unglücklicher Mensch.“

Der Besuch bei dem mir befreundeten Arzte endete mit einem vollständig befriedigenden Verdict über Stachowitsch's Gesundheitszustand. Der Arzt constatirte, daß der junge Mann eine ganz vorzüglich starke Constitution habe, und daß die nervöse Aufregung, auf die ich aufmerksam gemacht hatte, ein wahrscheinlich leicht zu beseitigendes Uebel sei. Er empfahl zunächst eine gewisse Diät, für später, im Sommer, eine Wassercur an, und verabschiedete Stachowitsch mit den Worten: „Machen Sie sich keine Sorge; Sie können hundert Jahre alt werden.“

Als wir wieder in der Straße waren, sah ich Stachowitsch mit den Achseln zucken und traurig den Kopf schütteln.

„Nun“, sagte ich, „sind Sie noch nicht zufrieden? Wollen Sie etwa hundert und fünfzig Jahre alt werden?“

„Ich wußte“, antwortete er, „daß der Besuch beim Doctor nichts nützen würde.“

In der That, seine Unruhe, seine Schwermuth

wichen nicht nur nicht, sondern wurden im Gegentheil täglich auffallender; und ich nahm mir vor, den Doctor noch einmal allein zu besuchen und mit ihm zu berathen, was zur Heilung meines kranken Freundes geschehen könne. Ein unerwarteter Zwischenfall vereitelte meine Absicht.

III.

Der Winter nahte seinem Ende. Es war im Monat März. Ich war durch verschiedene Einladungen sehr in Anspruch genommen worden und hatte zum ersten Male seit meinem Bekanntwerden mit Stachowitsch, diesen mehrere Tage lang nicht gesehen. Eines Abends gegen elf Uhr, als ich nach Hause gehen wollte, führte mich mein Weg an seiner Wohnung vorüber. Ich blickte auf und sah die Fenster seines Zimmers erleuchtet. Ich klingelte, trat in das Haus und erfuhr von dem Portier, daß Herr Stachowitsch nicht ausgegangen sei.

Ich fand ihn schreibend.

„Sie kommen wie gerufen", sagte er sich schnell erhebend und mir entgegengehend. „Ich habe Sie um einen Freundschaftsdienst zu bitten." Darauf nöthigte er mich zum Sitzen und nahm mir gegenüber Platz.

Ich bemerkte auf den ersten Blick, daß er sich in außerordentlicher und peinlicher Aufregung befinde.

„Was ist vorgefallen?“ fragte ich.

Stachowitsch erhob sich und ging einige Male schnell im Zimmer auf und ab. Dann blieb er vor mir stehen und fragte mich:

„Halten Sie mich für einen Feigling?“

„Nein, sicher nicht!“ antwortete ich. „Aber was soll diese Frage bedeuten?“

„Ich bin beleidigt worden . . . und kann mich nicht schlagen.“

„Hm“, antwortete ich etwas gedehnt, „es gibt Leute, die sich grundsätzlich nicht duelliren. Das ist eine Gewissensfrage, vielleicht auch nur eine Geschmacksache; darüber läßt sich nicht streiten . . .“

„Sie verstehen mich falsch“, unterbrach mich Stachowitsch. „Ich habe bereits mehrere Duelle in meinem Leben gehabt . . . aber ich bin von Mofferat beleidigt worden . . .“

Er stockte. „Nun“, fragte ich, „was hat das zu bedeuten? ob von Mofferat oder von einem andern?“

„Ich kann mich mit Mofferat nicht schlagen.“

„Weshalb nicht?“

„Ich kann es nicht . . . ich darf es nicht!“

Er sprach laut, mit großer Heftigkeit.

„Lieber Stachowitsch;“ sagte ich ruhig, „ich stehe gern zu Ihren Diensten; unter der Bedingung jedoch, daß es Ihnen gefallen möge, mir klar zu machen, wie ich Ihnen nützlich sein kann. Ich verstehe Sie nicht. Sie sprechen in Räthseln. Was ist vorgefallen?“

„Ich bin von Mofferat beleidigt worden.“

„So sagten Sie mir bereits zwei Male.“

„Ich habe ein Recht, Genugthuung zu verlangen.“

„Darüber werden wir uns verständigen, sobald Sie mich etwas mehr in die Sache eingeweiht haben. Mofferat gilt für einen Ehrenmann, der Ihnen keine Genugthuung verweigern wird.“

„Aber ich kann mich nicht mit ihm schlagen.“

Ich war nahe daran, die Geduld zu verlieren und erhob mich. „Ich werde morgen früh um neun Uhr zu Ihnen kommen“, sagte ich, „bis dahin werden Sie sich hoffentlich genügend beruhigt haben, um wie ein vernünftiger Mensch mit mir zu sprechen. Gute Nacht!‘

„Nein, bleiben Sie! Verlassen Sie mich nicht! Ich weiß nicht, was ich anfangen soll, wenn Sie mir nicht beistehen.“

„Sehr wohl. Ich bleibe. Seien Sie ruhig. Geben Sie mir Feuer. Stecken Sie sich eine Cigarrette an. — So. — Nun sagen Sie mir, weshalb Sie sich nicht mit Mofferat schlagen können.“

Er sah mich lange starr an. Seine weitgeöffneten Augen nahmen einen Ausdruck des Entsetzens an.

„Weil ich nicht sein Mörder werden will", antwortete er endlich langsam, jedes Wort fest betonend.

„Sie werden immer unverständlicher."

„Weil ich sicher bin, Mofferat zu tödten, wenn ich mich mit ihm schlage."

Ich zuckte die Achseln und gab deutliche Zeichen von Ungeduld.

„Lassen wir das für den Augenblick", sagte ich ziemlich übler Laune. „Wir können davon später sprechen. Aber zunächst erklären Sie mir, was vorgefallen ist. Ehe ich das nicht weiß, ist es mir schlechterdings unmöglich, irgend etwas für Sie zu thun."

Die Geschichte, die mir Stachowitsch nun endlich erzählte, war kurz und durchaus nicht verwickelt. Seit längerer Zeit bereits war das alte, freundschaftliche Verhältniß zwischen ihm und Mofferat abgebrochen worden. Die beiden jungen Leute waren gegenseitig auf einander eifersüchtig und beobachteten sich, wenn sie bei Frau von Mauny mit einander zusammentrafen, mit schwer zu verbergendem Uebelwollen. — Vor einigen Wochen hatte Mofferat um die Hand von Fräulein von Massieux angehalten; sein Antrag war von dem jungen Mädchen wie etwas gänzlich Unerwartetes mit

Erstaunen und auf das Entschiedenste abgewiesen worden. Seitdem hatte Mofferat das Haus seiner Tante gemieden, aber er hatte Stachowitsch deswegen doch nicht ganz aus den Augen verloren. Er traf mit ihm nach wie vor, häufig im Club zusammen. Die Beiden begrüßten sich zwar noch, aber seit geraumer Zeit wechselten sie kein Wort mehr mit einander. Vor einigen Stunden, im Fechtsaal des Clubs, hatte Mofferat seinen ehemaligen Freund plötzlich angeredet und ihn gefragt, ob er einen Gang mit ihm machen wollte. Stachowitsch hatte dies, wie bei früheren Gelegenheiten, abgelehnt.

„Ich bin mir bewußt, mit ausgesuchter Höflichkeit gesprochen zu haben", — erzählte er weiter — „denn die Absicht, Streit mit Mofferat zu suchen, lag mir fern; aber dieser hatte es augenscheinlich darauf abgesehen, mit mir anzubinden. Er antwortete mir gereizt, beinahe unhöflich; und als verschiedene andere Mitglieder des Clubs, die dem Auftritt beiwohnten, ihn beschwichtigen wollten, ihm geradezu sagten, daß er im Unrecht sei, da Jedermann im Club meine Sonderbarkeit in der Wahl meiner Gegner seit Jahren als etwas vollständig Harmloses dulde, wurde er nur noch heftiger und zuletzt so beleidigend, daß ich mich gezwungen sah, ihn zu ersuchen, seine Worte zurückzunehmen. Er lachte und sagte, er denke gar nicht daran etwas Aehn-

liches zu thun, und überlasse es mir, seine Worte einzustecken oder dafür Rechenschaft von ihm zu fordern. — Alle Anwesenden gaben ihm einstimmig Unrecht. — Einige waren über sein Betragen entrüstet und erklärten unumwunden, daß man ein solches im Club nicht dulden dürfe, daß Mofferat mich um Verzeihung bitten oder seiner Ausstoßung gewärtig sein müsse; — aber das Alles ändert an meiner Lage nichts. Ich darf die Beleidigung, die mir zugefügt ist, nicht auf mir sitzen lassen und muß dafür Rechenschaft verlangen. Rathen Sie mir, stehen Sie mir bei."

Ich antwortete zunächst, daß ich den Versuch machen würde, die Sache beizulegen. „Mofferat wird morgen früh wohl wieder zur Vernunft gekommen sein", meinte ich. „Ich werde ihm klar machen, daß er seinen Ruf, seine ganze Stellung compromittirt, wenn er das Ihnen muthwillig zugefügte Unrecht nicht wieder gut macht. Machen Sie sich nicht vor der Zeit Sorgen; die Sache wird sich wahrscheinlich auf friedlichem Wege arrangiren; jedenfalls übernehme ich es, Ihnen volle Satisfaction zu verschaffen."

Ich begab mich am nächsten Morgen in aller Frühe zu Mofferat. Er erwartete meinen Besuch und gab mir, sobald ich den Zweck meiner Visite angedeutet hatte, die Adresse zweier seiner Freunde, die er, wie er

sagte, beauftragt habe, die Angelegenheit in seinem Namen zu reguliren. Ich versuchte, Mofferat zu bedeuten, daß die Sache wohl am leichtesten zwischen ihm und mir geordnet werden könne; ich bat ihn, dieselbe mit mir zu besprechen; er entgegnete mir ziemlich kurz angebunden, daß ihn die ganze Geschichte vorläufig nichts mehr angehe, und daß er vorzöge, dieselbe ihren regelmäßigen Gang nehmen zu lassen. Ich zog mich übler Laune von ihm zurück und ging schnurstracks zu seinen Secundanten.

Mofferat hatte Sorge getragen, mich mit zwei blutjungen Leuten in Verbindung zu setzen, welche die ganze Sache wie einen guten Spaß betrachteten und keineswegs geneigt waren, sich denselben entgehen zu lassen. Meine Vorstellungen fanden kein Gehör bei Ihnen. — „Aber, verehrtester Herr", wurde mir geantwortet, „so lassen Sie doch die beiden Herren sich schlagen, wenn es ihnen Vergnügen bereitet. Wozu Versöhnungsversuche machen? Mofferat ist fest entschlossen, sich nicht zu entschuldigen. Er hat uns dies auf das Bestimmteste erklärt. Er muß am besten wissen, was er zu thun hat. Er hat uns gebeten, seine Zeugen zu sein; wir haben uns dazu bereit erklärt. Wenn Ihr Freund, Graf Stachowitsch also darauf besteht, Genugthuung von Mofferat zu verlangen, so

bleibt nichts mehr zu thun übrig, als die Bedingungen, unter denen das Duell stattfinden soll, festzustellen. Wir stehen zu Ihrer Verfügung.

Ich nahm darauf ein neues Rendezvous mit den beiden jungen Leuten und ging von ihrer Wohnung zu Stachowitsch, um diesem Rechenschaft von dem, was ich gethan hatte, abzulegen.

„Ich wußte im Voraus, daß Sie nichts erreichen würden", — sagte er mir, als ich ihm Bericht erstattet hatte — „die Art und Weise, wie Mofferat sich mir gegenüber benommen hat, zeigte mir deutlich, daß er Streit mit mir suchte. Ich habe gethan, was in meinen Kräften stand, um das Duell zu vermeiden. Ich wasche meine Hände in Unschuld. Sein Blut komme über ihn!"

Stachowitsch sprach ruhig und gesetzt, aber mit einem Ernste, den man bei solchen Gelegenheiten, wenn man ihn auch fühlen mag, doch nur selten zur Schau trägt.

„Es scheint mir, daß Sie die Sache zu tragisch nehmen", sagte ich. „Es handelt sich am Ende doch nur um eine ganz alltägliche Geschichte. Sie sind von einem ungezogenen Menschen beleidigt worden und haben von ihm Satisfaction verlangt, die er Ihnen gewährt. Ein bischen Blut wird bei der Gelegenheit

natürlich vergossen werden. Sie scheinen sicher zu sein, daß es das Ihres Gegners sein wird. Ich wünsche es von ganzem Herzen. Jedenfalls haben Sie das gute Recht auf Ihrer Seite. Also kaltes Blut!“

Das Duell fand schon am nächsten Morgen, bei Tagesgrauen, im Bois de Vincennes statt. Ich hatte am Abend vorher einige Befürchtung gehegt, daß Stachowitsch sich auf dem Terrain nicht so gut benehmen würde wie ich dies gewünscht hätte, da er sich in meiner Gegenwart nicht einmal Mühe gab, die große Unruhe, die ihn quälte, zu verbergen. Auf der Fahrt von der Avenue Friedland nach dem Bois de Vincennes überzeugte er mich jedoch, daß meine Befürchtung unbegründet war.

„Sie scheinen anzunehmen“, — sagte er — „daß es mir an persönlichem Muthe fehle. Machen Sie sich darüber keine Sorgen, lieber Freund. Ich fürchte nichts für mich. Ich weiß, was mir zu thun übrig bleibt, und werde Ihrer Freundschaft keine Schande machen.“

Stachowitsch's Haltung während des Duells war in der That tadellos: ernst, besonnen, würdig. Als er den Rock und die Weste abgeworfen, das Halstuch gelöst und das Hemd oben am Kragen aufgeknöpft hatte und nun mit dem Degen in der Hand seinem

Gegner in edler, männlicher Haltung gegenüberstand, bemerkte ich, daß er niemals so elegant, ja so schön, möchte ich sagen, ausgesehen habe wie in diesem Augenblicke. Mofferat attakirte ihn mit großer Heftigkeit. Stachowitsch begnügte sich lange Zeit damit einfach zu pariren. Nach und nach erwärmte er sich bei der Arbeit und ging zum Angriff über. Mehrere Male schien es mir, als sähe ich die Spitze seines Degens auf Mofferat's Brust; aber der Kampf dauerte lange Zeit ohne Resultat fort. Plötzlich ließ Stachowitsch den Degen sinken und trat einen Schritt zurück. Wir eilten auf ihn zu. Er hatte einen tiefen Stich in den Vorderarm erhalten, der die Fortsetzung des Kampfes unmöglich machte. Mofferat sah unzufrieden aus. Er wandte sich mürrisch ab und bereitete sich langsam zum Fortgehen vor. Seine Zeugen fragten mit großer Höflichkeit, ob sie von irgend welchem Nutzen sein könnten, und auf meine verneinende Antwort zogen sie sich, wie sie gekommen waren, tief grüßend, mit Mofferat zurück.

Der Ausdruck im Gesichte Stachowitsch's ist mir unvergeßlich geblieben. Dasselbe war durch Freude gewissermaßen verklärt.

„Gott sei Dank!" sagte er mit tiefer Inbrunst, „daß die Sache dieses Ende genommen hat. Sie wissen

nicht, nein, Sie können nicht wissen, welch' ungeheure Last mir vom Herzen genommen ist."

„Es wäre mir viel lieber, und es wäre mehr in Ordnung gewesen", antwortete ich, „wenn Sie dem unliebenswürdigen Freiherrn Eins versetzt hätten. — Aber das ist Ihre Sache; und wenn Sie zufrieden sind, so will ich nicht klagen."

Die Wunde war inzwischen von dem Doctor, der uns begleitet hatte, verbunden worden, und wenige Minuten darauf saßen wir wieder im Wagen und rollten der Avenue Friedland zu.

Während der Fahrt war Stachowitsch von ausgelassener Lustigkeit. Von Zeit zu Zeit versank er in tiefes Nachdenken. Die Gedanken, die ihn beschäftigten, schienen angenehmster Natur zu sein, denn ein zufriedenes, ruhiges Lächeln, wie ich es noch gar nicht bei ihm gesehen hatte, lagerte sich dabei über seine Züge.

„Es ist mir, als sei ich aus einem bösen Traume erwacht", sagte er. — „Also Alles war nur eitles Gebilde meiner Phantasie! Und nun bin ich bei Sinnen, bin ein Mensch wie andere; darf wie diese hoffen, glücklich zu werden .... Heute noch halte ich um Marien's Hand an. Sie wird mir nicht verweigert werden. Jetzt bin ich nicht mehr mißtrauisch; jetzt hoffe ich alles Gute. — Auf heute Abend, lieber

Freund! Gratuliren Sie mir. Ich bin ein glücklicher Mensch!“

„Ein sonderbarer Kauz bist du“, dachte ich; aber ich hatte nicht die Absicht, seine Freude zu trüben und sagte ihm: „Auf Wiedersehen!“ nachdem ich ihn wohlbehalten bis vor seine Thüre geleitet hatte. —

IV.

Stachowitsch war der verlobte Bräutigam von Marie von Massieux und schien überglücklich. Er war wie umgewandelt. Seine alte Schwermuth, deren Grund mir ein Geheimniß geblieben war, hatte einer lauten, ausgelassenen Freude Platz gemacht. Ich konnte nicht umhin, mich darüber etwas zu wundern. Stachowitsch hatte, meiner Meinung nach, kein außerordentlich hoch gestecktes Ziel erreicht, und sein Jubel über den von ihm errungenen Erfolg erschien mir übertrieben. Marie von Massieux war in der That ein hübsches, gutes Mädchen; und da sich Stachowitsch nun einmal in sie verliebt hatte, so vergönnte ich ihm gern, des Glückes, sich von der Geliebten wiedergeliebt zu wissen, froh zu sein; aber mir sowohl wie Allen, die Stachowitsch und seine Braut kannten, war es seit Monaten klar gewesen, daß das junge Mädchen nur gefragt zu sein verlangte, um zu dem Antrage, ob sie Gräfin

Stachowitsch werden wolle, „ja“ zu sagen; es wunderte mich, daß mein Freund, dem es sonst an Scharfblick und Menschenkenntniß durchaus nicht fehlte, sich so hatte täuschen können, um nun durch die erlangte Zustimmung vollständig überrascht zu erscheinen.

„Ich bin der glücklichste Mensch von der Welt“, sagte er mir wohl zwanzig Mal, und ich konnte darauf nur antworten: „Das freut mich; aber ich glaube, es hätte nur von Ihnen abgehangen, vor mehreren Monaten bereits ein so beneidenswerther Sterblicher zu werden.“

Stachowitsch sah mich, als ich dies sagte, an, als ob er mir etwas anvertrauen wolle; er besann sich jedoch eines Andern und schwieg; und ich verließ ihn, ohne über sein neues Glück aufgeklärter zu sein als über sein altes Unglück.

Mofferat war seit dem Duell von Paris verschwunden. Ich erfuhr zufälligerweise, daß er eine Reise nach Griechenland unternommen habe.

Ich wünsche ihm alles nur denkbar Gute“, sagte Stachowitsch, als ich ihm von seinem abwesenden Gegner und besiegten Rivalen sprach, „denn ich verdanke ihm all’ mein Glück.“

„Es gefällt Ihnen wieder einmal, in Räthseln zu

sprechen", entgegnete ich. „Was hat Mofferat mit Ihrem Glücke zu thun gehabt?"

Stachowitsch nickte darauf geheimnißvoll lächelnd, als wolle er sagen: „Das weiß ich allein; aber verlassen Sie sich darauf, daß ich Recht habe", — und die Unterredung endete, wie viele ähnliche Unterredungen mit Stachowitsch geendet hatten, d. h. ich fragte mich, als ich ihn verlassen hatte, ob es mit seinem Verstande auch wohl ganz richtig sei.

Ich mußte mir dieselbe Frage wenige Tage später von Neuem stellen. — Ich begab mich nämlich eines Abends gegen 10 Uhr zu Stachowitsch, um ihn abzuholen. Wir hatten uns vorgenommen, zusammen zu seiner Schwester, der Gräfin Villiers, zu gehen. Stachowitsch's Diener öffnete mir die Thür und ließ mich sodann, da ich ein häufiger Gast war, unangemeldet in den Salon treten. Derselbe war leer. Ich durchschritt das mit einem dicken Teppich belegte Gemach geräuschlos und wollte soeben durch die offene Thüre schreiten, die in das Schlafzimmer führte, als ich auf der Schwelle wie gebannt stehen blieb.

Auf dem Kamin, über dem sich ein großer Spiegel erhob, brannten zwei Lampen, die helles Licht verbreiteten; und vor dem Spiegel stand, ganz wunderliche Grimassen schneidend, mein armer Freund Boris

Stachowitsch. Er blickte sich starr, ängstlich forschend, an. Es war derselbe Blick, den er im Eisenbahnwagen auf den Mörder Béchouard geworfen hatte. Dann trat er einige Schritte zurück, so daß sein Spiegelbild etwas undeutlicher wurde. Er blinzelte dabei mit den Augen und zog die Mundwinkel nach unten, wie Jemand, der seinem Gesichte einen alten grämlichen Ausdruck geben will. Aber der frische Mund mit den rothen Lippen blieb der eines jungen Mannes. Darauf näherte er sich dem Spiegel wieder und ich sah zu meinem größten Erstaunen, daß er sich mit einer kleinen Stange Kohlenstift Falten auf die Stirn und um die Mundwinkel zeichnete. Dann betrachtete er sich wieder aufmerksam, ängstlich. Mir wurde ganz unheimlich zu Muthe. Ich zog mich auf den Fußspitzen bis zur Eingangsthüre des Salons zurück und, nachdem ich mich dort einen Augenblick gesammelt hatte, rüttelte ich laut an der Klinke, öffnete die Thür, schlug sie dann wieder zu und rief von dem Platze aus, auf dem ich stand, Stachowitsch bei seinem Namen.

„Eine Secunde, lieber Freund", antwortete er mit ruhiger Stimme. „Ich stehe sofort zu Ihren Diensten. Nehmen Sie ein Buch."

Er schloß die Thüre des Schlafzimmers, ließ mich einige Minuten allein und gesellte sich sodann mit

demselben zufriedenen Gesichte, das er seit seiner Verlobung zeigte, zu mir.

Mir brannte es auf der Zunge, ihn um Aufklärung über sein sonderbares Gebaren zu bitten; aber eine gewisse Scheu, mich in ein Geheimniß zu drängen, das er mir verbergen wollte, legte mir Schweigen auf.

An der Ecke der Avenue Friedland und des Faubourg St. Honoré nahmen wir eine Droschke.

„Das ist eine gute Nummer", sagte ich, den kleinen Zettel lesend, den mir der Kutscher beim Einsteigen übergeben hatte, „Nr. 1881."

„Weshalb?" fragte Stachowitsch.

„Weil sie durch 9 theilbar ist."

Stachowitsch sah mich fragend an.

„Es ist eine Manie von mir", fuhr ich fort, „mir die Nummern der Droschken, in denen ich fahre oder die Nummern der Häuser, in die ich trete, genau anzusehen. Geht die Zahl 9 in diesen Nummern auf, so bin ich zufrieden. Ergibt die Totalsumme der einzelnen Zahlen dagegen 13, wie z. B. die Zahl 9112, so bin ich verdrießlich. Ich besuche Freunde, die sich einer guten Hausnummer erfreuen, lieber als solche, die eine schlechte haben. Es ist mir eine Beruhigung, durch Ihre Straße, die Avenue Friedland, zu gehen, weil es dort keine Nummer 13 gibt. Die Häuser folgen sich

11, 11bis, 15. — Ein weiser Mann, der Mann in 11bis! Ich kenne ihn nicht; aber er gefällt mir.“

Stachowitsch hörte mir mit dem allergrößten Ernste zu.

„Glauben Sie wirklich an solche Sachen?“ fragte er.

Ich wußte nicht, ob er scherzte, und antwortete ebenso ernsthaft, wie er gesprochen: „Natürlich glaube ich daran.“

„Dann gehören Sie wahrscheinlich auch zu den Leuten, die vor dem Freitag Furcht haben, und z. B. an diesem Tage keine Reise antreten oder kein neues Geschäft beginnen wollen?“

„Nein“, antwortete ich, als ob es sich um eine ernste Frage handelte, „das wäre Aberglauben. Aber eine kleine harmlose Gewohnheit, die man fortwährend leicht befriedigen kann, trägt viel zum täglichen Vergnügen bei. Ich habe mir deshalb die Zahlenmanie angeschafft und cultivire dieselbe seit Jahren mit großer Beharrlichkeit.“

„Geben Sie das auf“, unterbrach mich Stachowitsch mit einem Eifer, der mich laut lachen machte. — „Sie spielen da ein gefährliches Spiel. Glauben Sie mir! Ich spreche aus trauriger Erfahrung.“

„Im Ernste?“

„Im vollsten Ernste.“

„Nun, da kann ich Ihnen nur ebenso ernsthaft erwiedern, daß Sie mir wieder einmal unverständlich sind. Welche Gefahr kann mir oder einem Mitmenschen daraus erwachsen, daß ich Droschke 999 der Droschke 13 vorziehe, und lieber in einem Hause Nr. 18 als Nr. 49 wohne?“

„Jede Manie dieser Art ist gefährlich; — mania-maniacus! Traurige Worte! Sobald Sie den Weg der Vernunft verlassen, sind Sie auf dem Wege zum Wahnsinn.“

Ich wollte das Gespräch nicht weiter fortsetzen. Die Wendung, die dasselbe genommen hatte, kam mir lächerlich vor. Ich sagte: „Ja, ja, da haben Sie in der That ganz Recht“, — die beste Antwort nach meiner Erfahrung, um einer unersprießlichen Unterhaltung ein Ende zu machen — und wir sprachen darauf von etwas Anderem. Ich war übrigens nicht mehr zum Scherzen aufgelegt. Ich konnte mich eines gewissen Unbehagens nicht erwehren, wenn ich meinen Freund von Wahnsinn sprechen hörte und an den Auftritt vor dem Spiegel dachte, dessen Zeuge ich soeben gewesen war.

Der peinliche Eindruck, den dieser Abend auf mich hervorgebracht, hatte sich übrigens bald wieder verwischt. Stachowitsch hatte seitdem nichts Absonderliches

gethan, und ich war geneigt zu glauben, daß ich einer Spielerei beigewohnt hatte. Es gibt Menschen, auf die das eigene Spiegelbild einen ganz eigenthümlichen Einfluß ausübt, und die Angesichts desselben allerlei Thorheiten zu begehen im Stande sind. Ich erinnerte mich, Leute gesehen zu haben, die sich im Spiegel zulächelten oder zunickten; die vor demselben schmachtende, zornige, traurige, entrüstete Mienen annahmen. Stachowitsch war der größte Narr auf diesem Gebiete, der mir begegnet war. Das war Alles, so meinte ich. Ich wollte der Sache keine Wichtigkeit beilegen und vergaß sie.

Die Verheirathung meines Freundes sollte am 3. Juni stattfinden. Wir waren nun in den letzten Tagen des Monats Mai. Die Abende waren lau und schön. Ich hatte die Gewohnheit angenommen, Stachowitsch, der häufig bei der Tante seiner Braut aß und von dort nach dem Essen nach Hause ging, zwischen zehn und elf Uhr abzuholen, um vor dem Schlafengehen einen Spaziergang in den Champs Elysées mit ihm zu machen. — Eines Abends, als ich zur gewöhnlichen Stunde bei ihm erschien, theilte mir der Diener mit, sein Herr sei ausgegangen, lasse mich aber inständigst bitten, auf ihn zu warten, da er mich jedenfalls noch heute sprechen müsse. — Ich meinte, es

handele sich um die Ausführung irgend eines auf seine nahe bevorstehende Hochzeit bezüglichen Auftrages, und da ich nichts Besonderes zu thun hatte, so nahm ich ein Buch vom Tische, warf mich in einen Sessel und begann zu lesen. Das Zimmer war hell erleuchtet; die Fenster standen offen; man konnte aus denselben die Bäume und Laternen der Avenue Friedland sehen und sogar das laute Sprechen einiger Vorübergehenden vernehmen. Alles um mich her war so wenig unheimlich wie möglich, und ich befand mich durchaus nicht in der Stimmung, um mich durch irgend etwas Phantastisches erschrecken oder beeinflussen zu lassen. Aber plötzlich stieß ich einen Ausruf des Entsetzens aus. Vor mir stand, bleich wie der Tod, zitternd, die Augen fieberhaft leuchtend, mein Freund Boris Stachowitsch.

„Lesen Sie! Lesen Sie!“ sagte er mit heiserer Stimme, ohne mir Zeit zu geben, eine Frage an ihn zu richten. Und er hielt mir eine zerknitterte Abendzeitung vor die Augen.

Ich sah ihn anstatt des Blattes an.

„Was fehlt Ihnen, Stachowitsch?“ rief ich.

„Lesen Sie!“ wiederholte er, „Hatte ich Recht? O! meine Ahnung!“

Ich nahm die Zeitung und las die Zeilen, auf

die er mit zitternden Fingern wies. Es war eine kurze Depesche der Agence Havas. Sie lautete wie folgt:

„Man meldet uns aus Athen, daß der Freiherr Gaston von Mofferat während eines kleinen Ausfluges in der Umgegend von Athen, von Banditen überfallen, ausgeplündert und ermordet worden ist. Die Identität der Leiche ist vom französischen Consul constatirt worden. Der Freiherr von Mofferat ist durch einen Stich in die Brust getödtet worden. Die Polizei wendet alle ihr zur Verfügung stehenden Mittel an, um die Thäter dieses abscheulichen Verbrechens zu ermitteln."

„Das thut mir wirklich sehr leid", sagte ich, — „Der arme junge Mann!"

„Ich wußte, ich wußte, daß Mofferat durch einen Stich in die Brust sterben würde", unterbrach mich Stachowitsch.

Ich sah ihn erstaunt an. Ich mußte daran denken, daß Stachowitsch einen so entschiedenen Widerwillen gezeigt, sich mit Mofferat zu schlagen, daß er mir damals gesagt hatte, er wolle Mofferat nicht gegenüber stehen, weil er sicher sei, ihn zu tödten. Die ganze Geschichte wurde mir etwas unheimlich. Aber ich sagte mir doch auch sofort wieder, daß es sich nur um eine absonderliche Coïncidenz handeln könne, und daß es Stachowitsch gegenüber meine Pflicht als älterer

und besonnener Freund sei, ihn zu beruhigen und den Versuch zu machen, ihm Aufklärung zu verschaffen. Ich drang deshalb in ihn, sich mir anzuvertrauen, und nach einiger Zeit gelang es mir, ihn zum Sprechen zu bringen. Er zeigte dabei große Aufregung: bald setzte er sich; dann sprang er wieder auf und lief unruhig im Zimmer auf und ab; er gesticulirte lebhaft; er sprach so laut, daß ich die Fenster schloß, da ich meinte, man müsse ihn von der Straße aus hören können. Auch sprach er nicht etwa in zusammenhängender, logischer Weise. Er sprang im Gegentheil von einem Gegenstand zum andern. Anfänglich war er mir unverständlich; nach und nach erst gelang es mir, den Faden seiner verwirrten Erzählung zu finden und ihm an diesem bis zu Ende zu folgen. Viele seiner Worte sind mir im Gedächtniß geblieben; aber um seine Erzählung verständlich zu machen, muß ich dieselbe hier so wiedergeben, wie sie sich mit der Zeit in meinem Geiste als ein Ganzes gestaltet hat.

V.

Dies ist die Geschichte meines Freundes Boris Stachowitsch:

„Ich saß eines Tages, während eines großen Diners, neben einem schönen jungen Mädchen. Ihre Glieder waren von edelster Symmetrie. Ich erinnere mich nicht, jemals schönere Schultern, Arme, Hände, Füße gesehen zu haben. Sie hatte klare, kluge, große Augen, einen rosigen Mund. Die Augenbrauen waren so fein, so regelmäßig in ihren Linien, so vollendet schön, als hätte ein großer Künstler sie gezeichnet; die langen, dunkeln Wimpern verliehen den Augen, wenn sie den Blick niederschlug, einen wunderbaren Reiz. — Ich war von ihr wie bezaubert und unterhielt mich eifrig mit ihr. Sie lauschte mit sichtlichem Vergnügen und verstand es, immer zur rechten Zeit ein Wort zu sagen, welches der Unterhaltung neues Leben, neuen Reiz verlieh. Manchmal sah sie mich schelmisch lächelnd,

aufmunternd, dann wieder mit beinah feierlicher Aufmerksamkeit an, als präge sie sich jedes Wort, das ich ihr sagte, für immer in das Gedächtniß. Einigemale schlug sie den Blick träumerisch auf und saß regungslos, stumm da, als ob ihr Geist sie in himmlische Sphären hinübergetragen habe; dann senkten sich die Augen ganz langsam wieder zur Erde und verbargen sich hinter dem dichten Schleier ihrer dunkeln Wimpern. — Nach Tische wurde sie von unsrer Wirthin aufgefordert, sich an das Clavier zu setzen. Sie ließ sich nicht nöthigen und spielte mit der Unbefangenheit und sichern Fertigkeit einer Künstlerin. Dann sang sie. Sie hatte eine prachtvolle, vorzüglich ausgebildete Stimme. — Die Anwesenden umringten sie, gratulirten ihr, bedankten sich für den Genuß, den sie ihnen bereitet. Sie hörte bescheiden lächelnd zu und hatte ein Wort des Dankes für Jedermann, der sie anredete. Ich verlor sie nicht eine Secunde aus den Augen. — Da sah ich, wie sie sich plötzlich aus dem Kreise ihrer Bewunderer entfernte und sich zögernden Schrittes einer ältern Dame näherte, die dem Clavier gegenüber an der Wand des großen Salon Platz genommen hatte, und um die sich Niemand sonderlich zu kümmern schien.

Das Gesicht dieser Frau, die ganze Erscheinung hatte etwas mir Bekanntes; aber ich konnte mir nicht

klar machen, was dies sei. — „Wo habe ich diese Gestalt doch schon einmal gesehen?“ fragte ich mich. Ich sah sie aufmerksam an. Die Frau hatte ein mir unangenehmes, fast widerliches Aeußere. Sie war nicht etwa häßlich. Sie sah böse, kalt, grausam aus. Sie war groß und mager. Sie trug ein dunkles, einfaches Kleid. Ihre Hände, die in schwarzen, glänzenden Handschuhen staken, waren winzig klein. Das spärliche, aber noch nicht ergraute Haar, war in schlichtester Weise geordnet. Ihre Haut war von wächsener Farbe und spröde, vertrocknet wie die einer Mumie. Die auffallend hellen blauen Augen blickten aufmerksam, Alles sehend, unheimlich klug aus tiefen Höhlen hervor. Die Lippen waren schmal, blutlos, fest zusammengepreßt. „Hui!“ sagte ich mir; „welch' ein abstoßendes Weibsbild! Die Frau hat gewiß ein steinernes Herz.“ — Jetzt hob sie die Augen auf und blickte sinnend nach der Decke. — „Ich kenne doch dies Gesicht! Wo habe ich es gesehen?“ — Nun senkte sich der Blick wieder; die Augen wurden unsichtbar, schlossen sich wie zum Schlafe.

„Wer ist die Dame, mit der Fräulein Olga M... in diesem Augenblicke spricht?“ Ich richtete diese Frage an einen ältern Herrn, einen Freund meiner Familie und des Hauses, in dem ich Gast war.

„Das ist die Mutter Ihrer Tischnachbarin, die Gräfin M . . .“

Ich war wie versteinert. „Ist es möglich!“ rief ich aus, „daß ein so reizendes Mädchen eine so abscheuliche Creatur zur Mutter haben kann?“

Mein Freund lächelte. „Ich habe die Gräfin als junges Mädchen gekannt“, sagte er, „da nannten wir sie ‚die schöne Natalie‘. Sie war unvergleichlich schöner als Olga, ihre Tochter. Und so klug! so amüsant! Jeder junge Mann, der sich ihr näherte, wurde in ihre Netze verstrickt. Ich selbst bin sterblich in sie verliebt gewesen. — Ja, Natalie verstand es zu sprechen, zu singen, zu spielen und zu liebäugeln. Ihr Vater, mein lieber Boris, war nahe daran, sich das Leben zu nehmen — vor seiner Verheirathung selbstverständlich — weil sie nichts von ihm wissen wollte. Ihre Frau Mutter kennt die Geschichte und hat meinen alten Freund oftmals darüber ausgelacht. Er, ebensowenig wie ich, waren jedoch gut genug für das hochfahrende Mädchen. Sie hatte es auf den reichen M . . . abgesehen; und dieser mußte sie auch schließlich heirathen. Sie hat ihm in fünf Jahren drei Kinder geboren und ihn in sechs Jahren zu Tode geärgert. Von ihren Töchtern sind zwei gut unter die Haube gebracht. Die jüngste, Olga, ist noch zu haben. Wenn Sie meinem

Rathe folgen wollen, Boris, so bekümmern Sie sich nicht um sie. Olga gleicht ihrer Mutter, als diese achtzehn Jahre alt war. Sie hat dasselbe Lächeln; sie weiß die Augen zu verdrehen, wie die Alte es verstand; sie ist ebenfalls sehr klug. Passen Sie auf! Sehen Sie doch! Dieselben hellen Augen bei Mutter und Tochter; derselbe Blick nach Oben und nach Unten; dieselben kleinen Hände und Füße, dieselbe Stirn, dieselbe lange Oberlippe. Bei der Mutter ist jetzt Alles scharf und eckig, was bei der Tochter noch abgerundet schön ist. Aber lassen Sie die Zeit nur arbeiten. Sie wird an Ihrer Olga nagen, wie sie an meiner Natalie genagt hat; und in dreißig Jahren kann jene grade so aussehen wie diese heute. Experto crede Roberto! Gute Nacht, Boris! Träumen Sie nicht von der schönen, bezaubernden Olga; träumen Sie lieber von dem jungen Mädchen dort in Rosa, das ganz still und eingeschüchtert neben ihrem freundlich lächelnden, behäbigen Mütterchen sitzt. Sie hält sich mit ihren rothen Händchen an dem Kleide der Mutter fest, als fürchte sie, hier im Salon verloren zu gehen. — Olga kennt keine Furcht."

Ich zog mich in eine entlegene Ecke zurück, um über das Gehörte nachzudenken. Ich habe scharfe Augen, und ich konnte Olgas Züge aus der Entfernung

grade ebenso genau mustern, als ob sie noch neben mir gesessen hätte. Ja, in der That, ich erkannte es jetzt deutlich: sie sah ihrer Mutter sehr ähnlich; nicht etwa auf den ersten Blick, aber sobald man ihre Züge im Geiste der Schönheit der Jugend beraubte. Wie scharf beängstigend konnten die klugen Augen blicken! Wie streng erschien der Mund mit den schmalen Lippen, sobald ich das Lächeln, das jetzt auf demselben schwebte, davon verscheuchte. — „So wird also die schöne Olga in dreißig Jahren aussehen", dachte ich bei mir, indem ich auf die Mutter blickte. Mir schauderte plötzlich vor dem Mädchen, das noch vor einer Stunde meine Sinne berückt hatte. — Ich weiß nicht, wie es kam, daß der Gedanke an meines Vaters Mutter und deren uralte Schwester, die damals noch lebte, plötzlich in mir aufstieg. Die beiden greisen Frauen sahen sich zum Verwechseln ähnlich; und doch hatte ich meinen Vater oftmals sagen hören, daß seine Mutter in der Jugend schön, seine Tante dagegen häßlich gewesen sei. Allerhand curiose Gedanken gingen mir durch den Kopf: von der unveränderlichen Beständigkeit der ursprünglichen Form eines jeden Menschen, die durch Aeußerlichkeiten, durch die Jugend, durch Kummer oder Freude, durch Wohlleben oder Elend verdeckt, eine Zeit lang verborgen werden kann, aber nach und nach, aller

Gewänder, alles falschen Schmucks entledigt wird und einem entblätterten Baume gleich, im Alter, in ihrer häßlichen oder schönen, nackten Wahrhaftigkeit wieder hervortritt. — Ich verließ meine Ecke und begab mich in das gesellschaftliche Gewühl. Ganz anders erschienen mir jetzt die Gestalten, die mich umgaben! Plötzlich stand ich neben Olga. Ihre Augen winkten mir freundliches Willkommen zu.

„Was macht Sie so träumerisch blicken, Herr Philosoph?“ redete sie mich an. „Geben Sie mir Ihren Arm und führen Sie mich in ein kühles Gemach. Ich ersticke hier.“

Sie stellte sich, ohne meinen Arm zu verlassen, an ein offenes Fenster; sie wandte die klaren großen Augen dem besternten Nachthimmel zu und blieb, das junge Antlitz durch süße Schwermuth verklärt, lange unbeweglich stehen. Ich fühlte ihr Herz pochen; ein tiefer Athemzug, ein Seufzer hob die wundervolle Brust. Und ich wußte mit absoluter Gewißheit, daß dies Alles Lüge sei: Lüge das träumerische Auge, der lächelnde Mund, das zutrauliche Wort! Lüge jeder Schlag des falschen Herzens! Ich sah sie, während sie neben mir stand, nicht mehr wie sie damals erschien, sondern wie sie in dreißig Jahren in Wahrheit sein würde. Ich malte mir einen jeden ihrer Züge aus. Es waren

genau die ihrer Mutter, der Frau mit den bösen, kalten Augen, mit dem grausamen Munde. — Abscheu ergriff mich. Ich ließ den Arm des jungen Mädchens fallen und trat einen Schritt zurück.

„Was fehlt Ihnen?“ fragte sie verwundert. „Sie sind bleich geworden.“

Ich konnte in dem Augenblicke nicht heucheln und falsche Worte der Entschuldigung suchen. „Mir graut vor Ihnen“, flüsterte ich. Erst nachdem das Wort gesprochen war, und ich es gehört, legte ich mir Rechenschaft ab von dem, was ich gesagt hatte. Sie lachte laut auf; sie mußte glauben, ich scherze. — Ich aber ließ sie stehen und eilte aus dem Hause fort, meiner Wohnung zu.

Von jenem Tage begann ein anderes Leben für mich. Meine Unbefangenheit war dahin. Ich konnte mich nicht entwehren, Jedermann, den ich kannte, ja jedes neue Gesicht, das an mir vorüberging, mit einer mir bis dahin fremden Aufmerksamkeit zu mustern. Junge Leute im Besonderen interessirten mich. Traf ich sie in Gesellschaft ihrer Eltern, so konnte ich die Augen nicht mehr von ihnen abwenden, bis es mir gelungen war, das junge, frische, lebenslustige Antlitz in das müde, scharfe, abgelebte, strenge oder traurige Gesicht des Vaters oder der Mutter zu metamorphosiren.

Die junge, rosige Haut vertrocknete so zu sagen unter meinem Blicke und schrumpfte zusammen, oder spannte sich in glänzender Feistheit; der lächelnde, frische Mund erschlaffte, die Augen wurden trübe. — Die Sucht, das zukünftige Gesicht in dem heutigen zu erforschen, wurde zur krankhaften Manie bei mir. Oftmals bereitete mir dieselbe große Unannehmlichkeiten: fremde Leute stellten mich darüber zur Rede, wollten wissen, weshalb ich sie oder Verwandte von ihnen anstarrte. Ich wurde in manchen Streit verwickelt, mußte Entschuldigungen vorbringen, ja, mußte mich mehr als einmal schlagen. Ich nahm mir hundert Mal vor, mich von meiner ungeselligen Eigenthümlichkeit zu heilen; aber sie war bereits stärker geworden als mein Wille und beherrschte mich mehr und mehr. — Ich stellte mir Aufgaben: ich suchte im Theater oder im Concerte nach einem jungen, unbekannten Gesichte; dann verwandelte ich dasselbe in meinem Geiste in das alte, in das „typische" Gesicht. Darauf wandte ich Künste und Mühe an, als gelte es, ein werthvolles Gut zu erwerben, um die Eltern des jungen Mannes oder Mädchens kennen zu lernen. Zu Anfang stellte sich oft heraus, daß ich das zukünftige Gesicht falsch gezeichnet hatte; daß der Vater oder die Mutter des von mir beobachteten Individuums dem Bilde meiner Phan-

tasie gar nicht ähnlich sahen. Dann suchte ich nach dem Grunde meines Irrthums, und in den meisten Fällen fand ich ihn. Ich bildete mir Regeln; ich entdeckte feste Gesetze, nach denen sich das junge Gesicht in das entsprechende alte verwandeln mußte. Mit der Zeit brachte ich es zu einer beinahe vollkommenen Fertigkeit in der peinigenden, unnützen Arbeit, der ich mich, sobald ich neue Gesichter sah, unterzog. Ein einziger scharfer Blick genügte mir, um das zukünftige Gesicht in dem heutigen zu erkennen. Daher meine unüberwindliche Antipathie gegen gewisse Leute; meine schnell wachsende aufrichtige Freundschaft für andere.

Ich lebte nur kurze Zeit in diesem Stadium, das meiner Lehrzeit, wenn ich so sagen kann, unmittelbar folgte. Nachdem ich in meiner traurigen Kunst Meister geworden, nachdem ich ganz sicher war, aus einem jeden Gesichte das zukünftige „typische" Gesicht construiren zu können, mußte es mir auffallen, daß einige Gesichter sich ganz unerklärlicher Weise als gewissermaßen „refractär" erwiesen. Ich konnte mir die größte Mühe geben, es war mir unmöglich, dieselben zu altern.

Eines dieser widerspenstigen Gesichter war das meines nur wenige Jahre älteren Bruders; ein anderes das eines jungen Mädchens, einer Freundin

meiner Schwester, die ich täglich im Hause meiner Eltern sah, und die ich im Geheimen anbetete.

„Wie kommt es", fragte ich mich, „daß ich diese beiden Menschen nicht alt machen kann?" — Ich bedeckte mir die Augen mit der Hand und grübelte und sann. Dann erblickte ich die Beiden bleich, mit geschlossenen Augen — aber die jugendlichen Züge unverändert.

Bald darauf sah ich sie als Leichen, gerade wie ich sie mit meines Geistes Augen erkannt hatte, leibhaftig vor mir liegen. Sie waren bei einer Wasserfahrt verunglückt, ertrunken.

Mein tiefer Schmerz über den Verlust des geliebten Bruders und der Geliebten meines Herzens wurde durch die Entdeckung meiner unheimlichen Seher-gabe beinah bis zum Wahnsinn gesteigert. Ich erkrankte. Wochenlang lag ich zwischen Leben und Sterben. Ich genas von dem Fieber, das mich dem Tode nahe gebracht hatte; aber die alte, furchtbare Krankheit, an der ich bereits seit zwei Jahren litt, war nicht geheilt.

Ich zog mich ein ganzes Jahr lang auf ein von der Hauptstadt entferntes Landgut zurück. Ich lebte dort in beinah vollständiger Einsamkeit. Meine Diener waren alte Leute mit guten Gesichtern, oder deren Kinder. Ich hatte dieselben unter den Leibeigenen

meines Vaters mit größter Sorgfalt ausgesucht. Außer ihnen durfte mir Niemand nahen; ich wollte Niemand sehen.

Eines Tages brachte mich tödtliche Langeweile auf den unglücklichen Gedanken, meine eigenen Züge demselben Examen zu unterwerfen wie alle andern Gesichter, denen ich im Leben begegnete. Ich konnte mein Gesicht nicht alt machen. Ich sah es mit glänzenden Augen, mit hohlen Wangen und bleicher Stirn — aber ich sah es jung, unzweifelhaft jung. — „Ich werde wie Alexis und Sophie eines frühen Todes sterben", sagte ich mir, und ich war darüber nicht einmal traurig. Das Leben war mir zur Last, und ich zählte kaum zwei und zwanzig Jahre.

Als der zweite Winter wiederkam, wurde ich der erdrückenden Einsamkeit müde. Ich begab mich auf wenige Tage nach Moskau und von dort nach Paris. Ich wollte versuchen, des kurzen Lebens, das ich vor mir sah, noch einmal froh zu werden; ich wollte auch meine Schwester, die Gräfin Villiers, vor meinem Tode wiedersehen.

Nach wie vor beobachtete ich alle neuen Gesichter, die während der langen Reise an meinen Augen vorüberzogen. Es war mir nun gradezu unmöglich geworden, ein Gesicht anders, als in seiner normalen,

zukünftigen Form zu sehen. Ich gewöhnte mich daran. Ich lebte so zu sagen in Gesellschaft alter Leute, die jugendliche, für mich aber vollständig durchsichtige Masken trugen. Ich erkannte dahinter mit Leichtigkeit ihre wahren Gesichter. Einige waren gefällig, gut. An die Eigenthümer solcher Gesichter schloß ich mich gern an. Andere waren abscheulich. Diese vermied ich einfach, wie ich unangenehme Menschen in der Gesellschaft zu meiden pflegte. Man hielt mich für launenhaft; man nannte mich einen Sonderling. Ich mußte es mir gefallen lassen.

Aber meine Krankheit, denn als solche erkannte ich meinen Zustand wohl, sollte noch neue, erschreckliche Fortschritte machen. Ich constatirte dies zum ersten Male auf der Reise nach Paris.

Als der Zug, in dem ich mich befand, Verviers verlassen hatte, trat ein Schaffner in das Coupé, um die Billete der Reisenden in Augenschein zu nehmen. Er hatte ein „refractäres“ Gesicht. Ich sah den in meinem Geiste zu frühem Tode Verurtheilten mit Interesse und Bedauern an, als ich plötzlich, ganz deutlich einen breiten, rothen Strich, einer furchtbaren Wunde ähnlich, auf seiner Stirn erblickte. Ich konnte meine Augen nicht von ihm wenden so lange er in unserm Coupé war, und beobachtete ihn auf allen

Stationen, wo wir anhielten. Es war ein hübscher, gewandter junger Mann, der überall unter den Eisenbahnbeamten Freunde zu haben schien, mit denen er sich während des Aufenthaltes bis zum letzten Augenblicke zu unterhalten pflegte. Er ließ den Zug gewöhnlich ruhig abfahren, lief daneben her, bis er seinen Wagen erreicht hatte und sprang dann mit Sicherheit und Leichtigkeit auf das Brett, das außerhalb der Wagen zum Ein- und Aussteigen angebracht ist.

In St. Quentin hatte der Mann sich etwas verspätet. Ich beobachtete ihn vom Fenster meines Coupés aus. Nur mit Anstrengung aller Kräfte, in wüthendem Laufe erreichte er noch den letzten, schnell davon eilenden Wagen. Ich sah ihn springen und das Brett mit den Füßen berühren. Seine Hand griff nach einem Halt, ohne ihn zu finden. Er taumelte — fiel. Ich hörte einen kurzen Schrei. Gleich darauf pfiff die Locomotive und hielt an. Mehrere Schaffner sprangen aus den Wagen und liefen einige hundert Schritte zurück — und nach wenigen Minuten brachten sie ihren todten Kameraden herangeschleppt. — Er war mit dem Gesichte auf die Schienen gefallen und hatte sich den Schädel zerschlagen. Auf seiner Stirn sah ich eine klaffende, blutige Wunde.

Sollte ich dies Alles für leere Hirngespinnste

halten? — Ich konnte es nicht mehr, obgleich meine Vernunft noch nicht ganz unterlegen war, obgleich sie sich noch immer sträubte, das Uebernatürliche, das Unvernünftige als positive Wahrheit anzunehmen. War es Zufall, daß mir meine Einbildungskraft, mein geistiger Blick drei Personen, während sie noch lebend waren, grade so ausgemalt hatte, wie ich sie bald darauf als Leichen vor mir sehen sollte? — Ein Anderer mochte dies behaupten, mochte über meine Anschauungen die Achsel zucken und sie als pathologische Symptome bezeichnen; ein Anderer durfte der Meinung sein, daß meine durch fortwährende Aufregung überreizte Phantasie Bilder erzeuge, von deren eigenthümlichen Formen sich mein Verstand nicht mehr klare Rechenschaft ablegte, so daß ich das, was ich sah, bereits früher gesehen zu haben glaubte — ich selbst konnte mir nicht so beruhigenden Bescheid geben. Nein, ich mußte constatiren, daß es Menschen gab, denen ich unbegreiflicher, unerklärlicher, schrecklicher Weise den nahe bevorstehenden Tod ansah; ja, denen ich ansah, wie sie als Leichen aussehen würden. — Ich sah den Mörder Béchouard, in der Eisenbahn, lebend, mit todten, weißen Augen neben mir sitzen; ich sah Mofferat, so oft ich ihn mit meinen inneren Augen beobachtete, mit einer tödtlichen Wunde in der Brust.

Nach dem Duell mit meinem unglücklichen Freunde glaubte ich zu neuem Leben zu erwachen. Es war bei mir zur fixen Idee geworden, daß ich ihn tödten würde, wenn ich ihm jemals mit einem Degen in der Hand feindlich gegenüber stände. — Das Duell hatte stattgefunden. Er hatte mich verwundet; ich segnete ihn in meinem Herzen dafür. Wenn ich mich einmal getäuscht hatte, sagte ich mir, wenn meine geistigen Augen nicht unfehlbar waren, nun, so konnten sie sich hundert Male täuschen, so verlor Alles, was ich mit ihnen zu sehen glaubte, seine Realität. Traumgebilde waren es, dunkele Erzeugnisse einer kranken Phantasie, die der helle Tag verscheuchte, die die klare Vernunft zu Nichte machte. So dachte ich — und ich war glücklich. Ich gab mir Mühe so, und nicht anders zu denken. Ich wollte nun so gern glücklich sein. Das Leben erschien mir wieder so schön! Ich hoffte, dasselbe noch lange Jahre in Freuden und Frieden genießen zu können . . . So war es gestern; so war es noch vor wenigen Stunden . . . Jetzt ist all' mein Glück dahin! — Ich weiß, daß Gaston ermordet worden ist; daß ich mich nicht getäuscht hatte . . . und ich weiß, ich weiß mit tödtlicher Gewißheit, daß ich selbst bald sterben werde. — Ich darf nichts mehr vom Leben

erwarten, nichts mehr verlangen. Alles ist verloren, hoffnungslos verloren.“

* * *

Stachowitsch sank auf einen Sessel und bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen. Er weinte laut. Ich versuchte vergeblich ihn zu beruhigen. Endlich entschloß ich mich, seinen alten Diener zu rufen, der ihm in seiner Muttersprache, die ich nicht verstand, einige sanfte Worte sagte und ihn bewog, zu Bett zu gehen. — Ich verließ Stachowitsch darauf und fuhr zum Arzte. Glücklicherweise fand ich diesen zu Hause, und da er ein alter Bekannter von mir war, so folgte er mir, trotz der späten Stunde, bereitwillig an das Lager meines kranken Freundes. — Wir fanden ihn schlafend. Er wälzte sich unruhig im Bette hin und her und murmelte träumend unverständliche Worte. Der Arzt fühlte ihm den Puls. „Ein starkes Fieber“, sagte er. Er verschrieb darauf eine Medicin und sagte, er werde am nächsten Morgen wiederkommen.

Ich wachte noch einen Theil der Nacht bei Stachowitsch; gegen Morgen überfiel mich unüberwindliche Müdigkeit; und da der Patient ruhiger geworden war und dem Anscheine nach fest schlief, so begab ich mich nach meiner Wohnung, nachdem ich dem alten russischen

Diener anempfohlen hatte, das Zimmer seines Herrn nicht zu verlassen.

Am nächsten Morgen erwachte ich spät. Ich zog mich schnell an und ging zu Stachowitsch. Der Portier hielt mich unten an der Treppe an.

„Sie finden Niemand zu Hause", sagte er, „der Herr Graf und der Diener sind heute früh, um sieben Uhr bereits, fortgefahren."

„Wohin?" fragte ich verwundert.

„Das weiß ich nicht. — Der Herr Graf lief an mir vorüber und setzte sich in den Wagen, ohne mich angesehen zu haben. Der Diener, der einen kleinen Reisekoffer trug, sagte mir nur: ‚Wir werden einige Tage abwesend sein.' — Mehr weiß ich nicht. Es ist nicht viel; aber Sie verstehen . . ."

Ich hörte das Ende seiner Erzählung nicht und eilte zur Gräfin Villiers. —

„Die gnädige Frau ist nicht zu Hause", hieß es.

Nun blieb mir noch Frau von Mauny übrig. — Von dieser wurde ich sofort empfangen. Sie wartete nicht ab, daß ich Sie anredete.

„Können Sie mir erklären, was dies bedeutet?" fragte Sie in großer Aufregung. Sie überreichte mir einige kaum leserliche Zeilen. Ich las:

„Ich muß auf das ganze Glück meines Lebens

verzichten. Zürnen Sie mir nicht; ich bin unschuldig. Beklagen Sie mich, ich bin ein unglücklicher Mensch. Trösten Sie Marie! Boris Stachowitsch."

Wozu wäre es gut gewesen, in diesem Augenblick weitläufige Erklärungen abzugeben? Ich hätte zur Entschuldigung meines Freundes nur sagen können, daß ich ihn für verrückt hielte. Das hätte ihm ebensowenig genützt wie der Frau von Mauny und ihrer Nichte Marie. — Ich wollte nicht alle Schiffe verbrennen; vielleicht konnte sich doch noch Alles ordnen. Ich sagte deshalb, Boris habe gestern Abend einen plötzlichen Fieberanfall bekommen und sei heute früh abgereist; der Brief sei augenscheinlich in großer Aufregung, von einem Kranken geschrieben; Frau von Mauny möge dem Schriftstück nicht zu große Wichtigkeit beilegen und den Verfasser desselben nicht verurtheilen, ohne ihn, nachdem er wieder hergestellt sei, gehört zu haben. Darauf zog ich mich zurück, um den Lamentationen der Frau zu entgehen.

Dann hörte ich während langer Zeit nichts mehr von Boris Stachowitsch. Die Gräfin Villiers, bei der ich mich noch mehrere Male vorstellte, ließ sich mit solcher Beharrlichkeit verleugnen, daß ich endlich den Versuch, sie zu sehen, aufgeben mußte. Ich vermuthete, es wäre ihr peinlich, mit mir von dem Gemüthszustande

ihres Bruders zu sprechen. Ich wollte ihr meinen Besuch nicht aufdrängen; aber ich schrieb ihr und bat sie um Nachricht von Boris. Sie antwortete mir sofort sehr höflich und sehr kurz.

„Mein Bruder ist unwohl, und hat sich auf Befehl der Aerzte nach einem ihm gehörigen Landsitze in Süd-Rußland begeben. Ich werde mir ein Vergnügen daraus machen, Ihnen sobald wie möglich neue, hoffentlich bessere Nachrichten von Boris zu geben."

Jahre sind dahin gegangen. Die Frau Gräfin hat sich das versprochene Vergnügen, mir zu schreiben, nicht wieder bereitet. Sie hatte mir vermuthlich keine erfreulichen Mittheilungen zu machen; sie hat es nicht für nöthig befunden, mir traurige zu geben. Ich weiß nicht, was aus dem armen Stachowitsch geworden ist. Wenn er geheilt wäre, so würde ich wohl von ihm gehört haben; wenn er noch lebt, begegnen wir uns vielleicht noch einmal in der „kleinen Welt."

Marie von Massieux hat sich über das Verschwinden ihres Bräutigams nicht zu Tode gegrämt und ist, so meine ich, sehr verständig gewesen, sich schnell zu trösten. Sie hat einen hausbackenen, reichen Gutsbesitzer aus der Normandie geheirathet, und ich vermuthe, daß ihre Ehe eine glückliche ist. Ich sah sie kürzlich in den Champs-Elysées, wo sie zwei reizende kleine Kinder

spazieren führte. Sie lächelte freundlich, stolz, zufrieden. Sie sah aus, als ob nichts ihr Glück trüben könne, als ob sie als Greisin noch ebenso hübsch und gut aussehen müsse wie jetzt als junge Mutter. — Eine weise Frau, die sich um die Zukunft nicht zu viel kümmert und in der Gegenwart lebt! Sie blickte mich groß an; aber sie erkannte mich nicht; sie hatte die traurige Vergangenheit offenbar vergessen. Ich wollte dieselbe nicht in ihr Gedächtniß zurückrufen und ging, ohne zu grüßen, an ihr vorüber.

Bayerische Staats-Bibliothek München

Druck von Fr. Aug. Eupel in Sondershausen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Buchbinder-Lehrwerkstatt
Nikolaushelm
Dürrlauingen bei Günzburg

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lindau, Rudolph

<<Die>> kleine Welt Drei Novellen von Rudolph Lindau. Die kleine Welt. - Ein verkehrtes Leben. - Der Seher

Berlin 1880

P.o.germ. 1843 r
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11676235-0